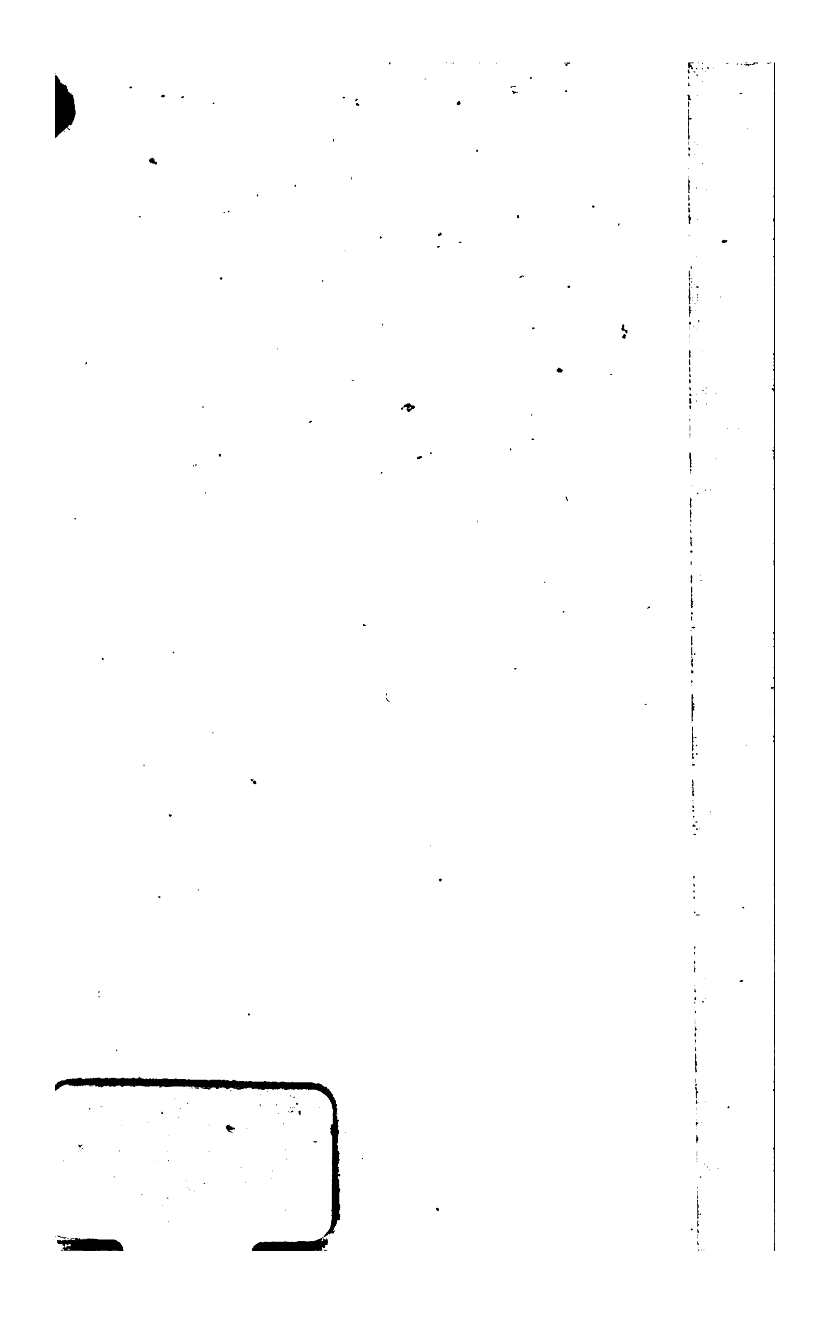
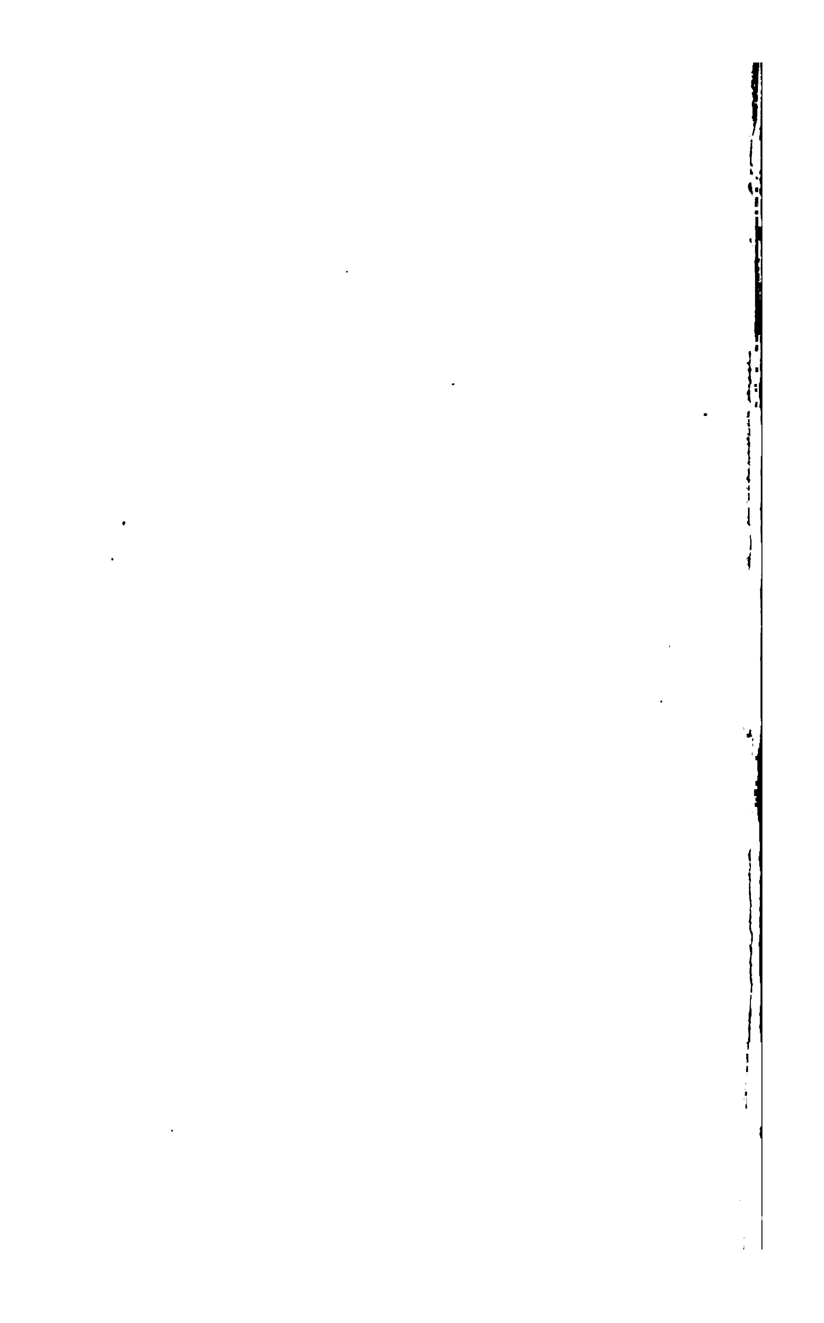


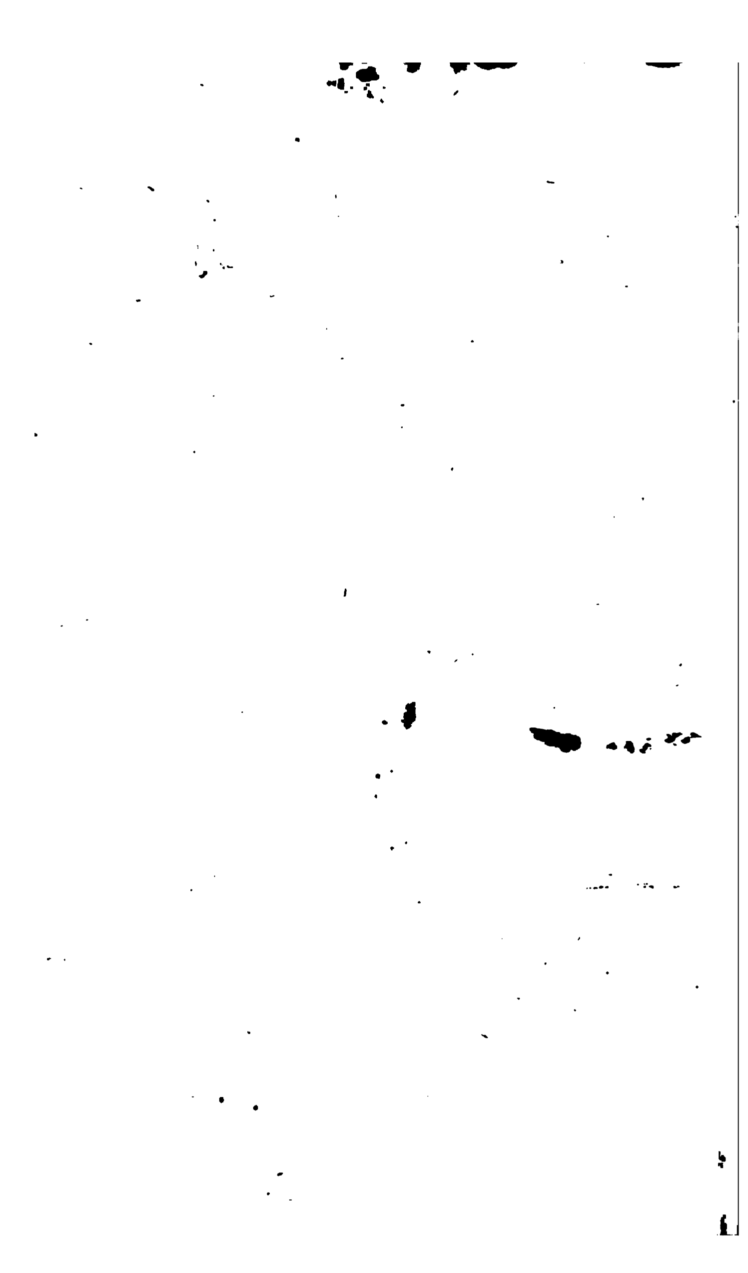
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06666407 3











Herbstblüthen aus Wien.

Gesammelt

in den Spätmonaten 1830,

von

M. Meynert.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1832.

Seinem edlen Gönner,

dem

Herrn Geheimen Rath

von Minckwitz,

Obersthofmeister Sr. königl. Hoheit, des Prinzen-Mitregenten von Sachsen,

in

Ehrerbietung und Dankbarkeit

gewidmet

vom

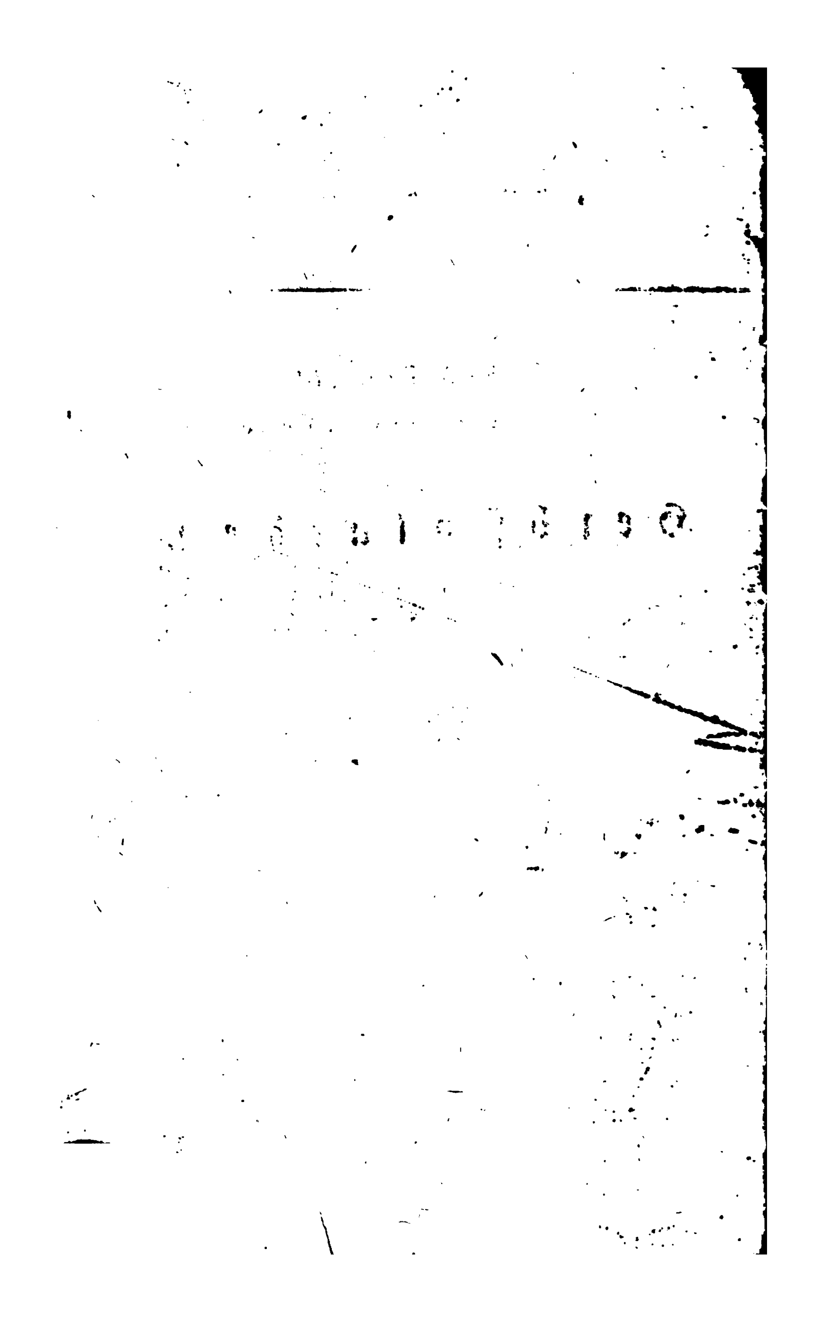
Verfasser.

An die Freunde in Wien.

Euch gilt dies Lied, das der Geschied'ne sang,
Ein Lied verblühter Lust, verträumter Schmerzen;
Aus fernen Au'n sey's Euch ein Heimathklang,
Ein Bundeswort zerstreuter Freundesherzen!

Euch sing' und trink' ich's zu von ferner Bahn;
So mög't auch Ihr daheim die Gläser heben
Und stoßen hell im Geiste mit mir an:
Die Stunden alter Wonne sollen
leben! —

Herbstblüthen.

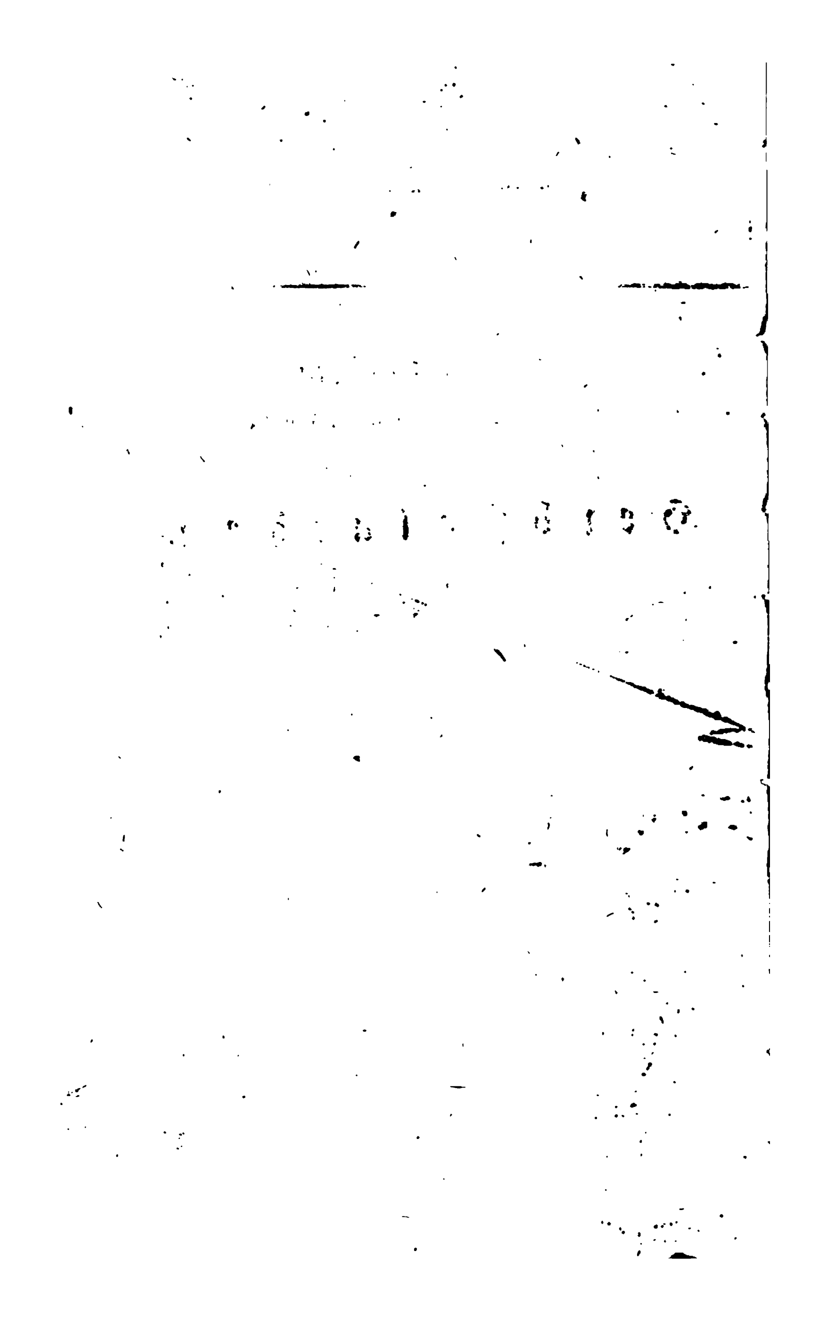


Erstes Kapitel.

Nachrichten von meinem Herzen. Vision am Leipziger Schneckenberge.

Sie wollen etwas von meinem Herzen erzählt haben, schönes Kind? Ich sage Ihnen im voraus, das Ding wird langweilig. Es schreien in meinem Herzen so viele Stimmen unter einander, daß ich nicht weiß, wer eigentlich Recht hat. Zum Versuch will ich Ihnen das Unglück etwas näher beschreiben. Unter uns gesagt, sieht es in meinem Herzen aus, wie in einer Synagoge. —

Im untersten Herzwinkel sitzt eine alte vergessene Jugendliebe: diese macht gleichwohl noch fortwährend Ansprüche auf das Recht des Vorsängers, aber sie ist heiser, grausam heiser und bringt unter verworren-leisen Tönen zuweilen einen wundersamen Anklang zuwege, der mich in der Regel unwohl macht. — Rechts ist ein kleiner Hügel im Herzen; hier wird das Todtenamt gehalten, denn es ist der Platz, den eine gestorbene Liebe einnimmt. Es geht da ziemlich still her; nur eine kümmerliche Erinnerung zirpt, als ein verzaubertes Heimchen zuweilen melancholische Variazionen auf den Namen „Emilie." — Weiter oben geht es lebhafter her; eine Masse



Erstes Kapitel.

Nachrichten von meinem Herzen. Vision am Leipziger Schneckenberge.

Sie wollen etwas von meinem Herzen erzählt haben, schönes Kind? Ich sage Ihnen im voraus, das Ding wird langweilig. Es schreien in meinem Herzen so viele Stimmen unter einander, daß ich nicht weiß, wer eigentlich Recht hat. Zum Versuch will ich Ihnen das Unglück etwas näher beschreiben. Unter uns gesagt, sieht es in meinem Herzen aus, wie in einer Synagoge. —

Im untersten Herzwinkel sitzt eine alte vergessene Augenblicksliebe: diese macht gleichwohl noch fortwährend Ansprüche auf das Recht des Vorsängers, aber sie ist heiser, grausam heiser und bringt unter verworren-leisen Tönen nur zuweilen einen wundersamen Anklang zuwege, der mich in der Regel unwohl macht. — Rechts ist ein kleiner Hügel im Herzen; hier wird das Todtenamt gehalten, denn es ist der Platz, den eine gestorbene Liebe einnimmt. Es geht da ziemlich still her; nur eine dämmerliche Erinnerung zirpt, als ein verzaubertes Heimchen, zuweilen melancholische Variazionen auf den Namen „Emilie.“ — Weiter oben geht es lebhafter her; eine Masse

von Stimmen, die mir zum Theil nur halb bekannt, schreit hier ineinander, gleich einem Weiberparlamente, ich lasse sie reden, und wenn mir deren auch manchmal zu Viele sind, so nehme ich doch von Zeit zu Zeit noch neue Gäste auf.

Sie sehen, von meinem Herzen läßt sich wenig Passables melden, aber ich will Ihnen eine andere Geschichte erzählen, die höchst interessant, und eben so lustig als traurig ist. Offen gestanden, sie ist mir ebenfalls vorher von einigen naiv-naseweisen Gänseblümchen am Leipziger Schnecken-Berge — dem eigentlichen Poetensitze unserer Zeit — vertraut worden, weil ich ihnen zuweilen beiläufig einige huldreiche Worte zuwarf, als ich mit der dortigen Dichterlust in Conversation stand. Ich weiß nicht, ob Sie schon diesen meinen Lieblingsplatz kennen. Es waltet daselbst, ohngefähr wie um Brautbetten und Gräber, ein ganz besonderer Reiz. Die Blumen dort sind verzauberte Gedanken, und wenn sich die Menschenseele zuweilen mit ihren Düften paart, kann sie in der Abenddämmerung ganz absonderliche Dinge wahrnehmen. Die Vergißmeinnichte werden dann, näher betrachtet, zu schwermuthvollen, zärtlichen Liebesblicken, in denen funkelnde Thautropfen, voll thränender Seligkeit perlen; die Glockenblumen erschliessen sich halb zögernd, halb ungeduldig, wie süße Herzensgeständnisse, die schwanken Tulpen scheinen vergebens gegen werdende Gefühle anzukämpfen, vor deren Last sie ihre wunderlieblichen Häupter träumerisch niederbeugen, die jungfräulichen Lilien blühen bedeutsame Blicke, ach! und

wenn ich erst auf die Rosen zu sprechen komme, diese Fülle verschämter Gewährung — — Es blüht dort in jeder Blume eine Weltgeschichte, die ganze Natur spricht dort die süße Blumensprache der Liebe. Sonst aber athmet Alles in heilig-ernster Verschwiegenheit, selbst die Nachtigallen singen nur räthselhafte Lieder von Liebestreue, Lebensseligkeit und anderm süßen Fabelwerk. Vor allem aber ward ich mit einer wilden Rose vertraut, welche, mitten aus Knospen und Blüthen hervor, nach einer ihr gegenüber stehenden todtkranken Lilie liebäugelte, und dieser verdanke ich, nächst den obenerwähnten Gänseblümchen, einen großen Theil meiner Mittheilung.

Selbst mit der greisigen Thränenweide, die sich mit tiefsinnigem Schmerze in den Spiegel des Teiches niederbeugt, stand ich in gutem Vernehmen. Ich liebte sie, weil sie so sterbensmatt aussah; denn ich habe jederzeit Personen und Dinge lieb gehabt, welche sichtlich dem Grabe zuwelkten. Die Nähe des Todes macht poetisch, sie betrachtet den Ernst des Lebens heiterer und dessen Freuden ernster. Der wispernde Abendwind verdollmetschte mir aus den Zweigen heraus die mährchenhaften Klagen der Thränenweide, und ein grundverständiger Nachtschmetterling mit einem verschmitzten Pfauenauge auf dem Flügel, half mir bei allen schwierigen Stellen wohlmeinend auf die Sprünge. —

Auf diese Weise ist mir ohngefähr die Geschichte zugekommen, machen Sie nun damit, was Sie wollen!

Zweites Kapitel.

Der Eliaskirchhof zu Dresden, und der kleine Tanzmeister.

Am Abende, bevor ich nach Wien reis'te, streifte ich noch einmal meinen Lieblingsweg zum Dresdner Ziegelschlage hinaus. In meiner Seele sah es sonderbar genug aus, über den Elbstrom her staunte mich die Nacht schlaftrunken von den Bergen an und ihre wolkige Stirn, über welche just ein naseweiser Nordwind dahin fuhr, verzog sich zu wunderlichen Grimassen. Nahe am Eliaskirchhofe kam mir etwas entgegen, kaum vermochte ich in der Dunkelheit zu unterscheiden, ob es ein Straßenkegel, oder ein Communalgardist sey; als ich aber der Erscheinung näher kam, war es mein kleiner Tanzmeister. —

Liebster Gott! wie hatte sich der Mann verändert! Nur mit Mühe erkannte ich ihn wieder. Auch er mochte mich von alten Zeiten her wieder erkennen, denn, trotz des immer schmutzigen Weges, trippelte er mit den zierlichen Füßchen mir behende entgegen.

Der ganze Jugendsinn des alten Mannes schien nur noch in den flinken Beinen zu stecken, während das Ge-

sicht gegen die Füße um wenigstens funfzig Jahre im Calender zurückstand. Man hätte gar nicht glauben sollen, daß die riesigen Stürme des Lebens Platz in dem winzigen Gesichte gehabt hätten, und doch standen in den schmalen, tiefen Runzeln der Stirn himmelhohe Denkmäler wilden Grames, in den drei kurzen Falten, oberhalb der menschenfeindlichen Nase lag eine ganz schmerzvolle Jugendgeschichte, kurz die gesammte Physiognomie erschien in der Dunkelheit, wie der verwitterte Grabstein eines im Frühfrost erstarrten Lebensglückes. . .

Das Meiste ließ mich die Dunkelheit noch nicht einmal erkennen. —

Als er mich ansichtig ward, blich das lebeszähe Gesicht ohne alle Verzuckung und Veränderung; nur die fieberhaften Beinchen trippelten freundlicher und behaglicher. Ich merkte schon, das Gesicht des armen Tanzmeisters stand nicht mehr zur Disposition des Inhabers: alte Leiden, begrabenes Hoffen hatten es seit einem Menschenalter in Beschlag genommen, und kein Affekt mehr vermochte jetzt die versteinten Züge auch nur auf einen Augenblick zu verändern. Die eigentliche Physiognomie saß jetzt in den Beinen, diese dachten, empfanden, weinten, lachten, grollten und freuten sich für ihn; an der Art und Weise ihres unaufhörlichen Zitterns und Bewegens konnte man seine augenblickliche Stimmung wahrnehmen, und während das Gesicht, wie die eine Hälfte des Januskopfes, einzig dem Beschauen seiner winterlichen Vergangen-

hält angehörte, sprachen die vielbeweglichen Beine den Charakter der **Gegenwart** aus.

Mit einem gewagten, und doch höchst zierlichen Satze stand er vor mir, glotzte mich an, und das anmuthige Seitwärtsausstrecken seines linken Knices sagte mir, daß er mich erkannt habe, während seine Kehle einen zweifelhaften Mißlaut erzeugte, der wie ein erstricktes, winselndes Gelächter klang. — Unwillkührlich lenkte ich mit ihm um.

„Wie geht es, lieber Tanzmeister?" fragte ich so theilnehmend, wie möglich.

Er entgegnete nichts; auch aus dem kleinen Gesichte ließ sich nichts herauslesen, nur das ironische Wiegen der beiden Kniee erzählte mir unsäglich viel von dem Grame des kleinen Tanzmeisters.

„Haben Sie etwas auszurichten, lieber Tanzmeister?" fragte ich weiter: „morgen reise ich nach Wien." —

Da rang sich aus des kleinen Tanzmeisters Busen ein Röcheln los, welches wie „Wien" klang; die beiden Füße nahmen eine jugendlich-schwärmerische Stellung an und schienen sich einander beiderseits von alten Seligkeiten zu unterhalten.

Selbst der störrische, in unförmigen Falten vergrabene Mund öffnete sich und mir war es, als spräche er: „mich besuchen — Abschied nehmen — Punsch trinken — Erinnerung."

Inhaltschwere Worte: „Abschied nehmen, Punsch trinken, Erinnerung!" — Mit solchen Talismanen bin ich zu beschwören.

Ich ließ dem Tanzmeister meine Rechte, die er ergriffen hatte. Wir standen vor seinem Hause, die Thür ward geöffnet, und bald darauf umfing uns sein enges Zimmer.

Eine alte, bis zum Interessanten häßliche Haushälterin brachte Licht herein. Ihr Gesicht war so dürr und trocken, daß ich anfangs vermuthete, es sey aus Herrn W. Gerhard's Feder geflossen, und die ganze Figur wäre sicher ein Prachtexemplar für ein Cabinet der Naturspiele gewesen. Ihr Kinn allein bot in seinen vielfachen Auswüchsen einen Formenreichthum dar, welcher den unsers Ottowaldaer Grundes beschämen konnte, die Augen glichen dem Spiegel eines stehenden Sumpfes, worin selbst Fischnaturen es nicht würden haben aushalten können, gleich einem Atlas trug sie die halbe Himmelskugel auf ihrem Rücken, und an ihrem Busen konnte man die Quadratur des Zirkels studiren, kurz ein Apotheker hätte dieses Naturwunder keck zu seinen Schildkröten und Sägefischen hängen können, ohne daß man flüchtig den Unterschied entdeckt haben würde. Ihr ungewählter aber schmutziger Anzug schlug jeden Verdacht einer ungebührlichen Eitelkeit nieder, und das holdselige Wesen kam und ging, ohne daß es auf einer oder der andern Seite zu einer Anfechtung gekommen wäre.

Der kleine Tanzmeister war eben beschäftigt, sich in sein Negligé zu werfen, und ich benutzte diese Zeit, um mir die zwei Gemälde zu betrachten, welche die beiden Hauptwände des Zimmers schmückten.

Ein weibliches Portrait in antikem Rahmen zog zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich. Es stellte ein Mädchen von sechszehn bis siebenzehn Jahren vor, in jener steifen Tracht, wie sie vor ohngefähr dreißig Jahren der wandelsinnige Zeitgeist sich ausgeklügelt hatte. Das kurz abgeschnittene, à la Titus geringelte Haar von nußbrauner Farbe, fiel in feinen und verlockenden Gestalten von der hohen Stirn ab, welche das Gepräge eines leidenschaftlichen Stolzes trug. Zwei dunkle Augen milderten den strengen Ausdruck der Stirn, und obgleich man auf den ersten Blick eine gewisse Kälte darin wahrnehmen wollte, so bedurfte es doch nur eines längern Anschauens, um in diesen Augen noch ein tiefsinneres Feuer wahrzunehmen, dessen lebenvoller Glanz sich allmälig zu einer seltsamen, an's Wilde streifenden Glut zu versteigen schien. Aber all' die großartigen Schroffheiten der Stirn und des Auges begütigte der unendliche Liebreiz des kleinen, schmalen Mundes, neben welchem ich selbst den Frühling mit seinen tausend Farben einen armen Schächer hätte nennen mögen. Das ganze Gesicht sprach einen süßen, aber wandellosen Schmerz aus, und doch hätte es Wollust seyn müssen, denselben theilen zu dürfen!

Nach langem Beschauen wendete ich mich mit dem Lichte nach dem gegenüber hangenden Bilde. Dieses, obschon von alterthümlicher Manier, gehörte, wie die Frische der Farben und auch verschiedene Eigenthümlichkeiten der Composition mich belehrten, gleichwohl einem neuern Meister an, und stellte nichts Anderes vor, als einen sogenannten Tod-

tentanz, wie ihn ältere und neuere Meister auf so mannigfache Weise behandelt haben. Mitten in der grellen Beleuchtung eines mit prahlerischer Pracht erhellten Ballsaals, unter Masken aller Art, schwenkte der Tod — in der phantastischen Maske eines Arlequins, den nackten Schädel halb von einer seltsamen Kopfbedeckung, halb von einer eleganten Maske verhüllt — ein junges als Columbine gekleidetes Frauenzimmer umher, dessen schöne, aber wie in wilder Leidenschaft entstellte Züge es als ein schnelles Opfer des schwelgenden Würgers bezeichneten. Im Hintergrunde hatte sich ein Knäuel Masken um einen Gegenstand zusammengedrängt, den mich die mangelhafte Beleuchtung und die zum Theil verwischten Farben nicht deutlich unterscheiden ließen. Wohl aber gewahrte ich, bei schärferem Hinblicken, daß das Gesicht der schönen Todtentänzerin völlig dem gegenüber hängenden weiblichen Portrait glich.

Der kleine Tanzmeister hatte, während ich mich mit Gemälden beschäftigte, kein Auge von mir verwendet, und seine Füße spielten dabei in gedankenlosen, grotesken Positionen herum, die ich mir nicht zu deuten wußte.

Als ich ihn fragte, ob er etwas Näheres über die Bilder zu sagen wisse, nickte er schweigend. Als ich aber in ihn drang, mir sofort etwas darüber mitzutheilen, hustete er mit seiner dünnen heisern Stimme: „bald!" und zeigte dabei auf die Thüre, welche sich eben öffnete, weil die Aufwärterin einen Punschnapf hereinbrachte und sich dann eben so schnell wieder entfernte. —

Der Tanzmeister aber winkte mir, auf dem Sopha Platz zu nehmen, und indem er sich vor die antike Terrine stellte und das darin enthaltene geistige Naß mit einem Schwefelhölzchen aus seinem chemischen Feuerzeuge anzündete, verwandelte sich die anfangs ruhige Punschfluth in ein blaues Feuermeer, dessen spitze, mehrfarbige Wellen toll in einander hineinwogten. —

Wir Beide erhielten in der bläulichen Beleuchtung des dunstigen Feuers bleiche, entstellte Gesichter, und fast nicht ohne ein geheimes Grauen vermochte ich in die fahlen, leichenhaften Züge des kleinen Tanzmeisters zu schauen, der mit einer seltsamen Gier den hölzernen Schöpflöffel rastlos in dem brennenden Punsche herumrudern ließ und die feuchte Flamme damit anschürte.

Es gemahnte mich, als stünde er — ein alter Zaubermeister — vor einem glühenden Herengebräue, und zwinge mit unheimlichem Wissen die Geister der gestorbenen Wonnen und Lebensseligkeiten in die Flamme herauf. Seine steinernen Züge gewannen in dem zitternden Lichte eine Art von Scheinleben, ja sogar eine gewisse Verjüngung glaubte ich darin wahrzunehmen. Namentlich blitzte es von Zeit zu Zeit mit einem fast übermenschlichen Feuer in den grämlichen Augen; die Glut einer alten, längstverblühten Liebe schien sich, wie aus der Tiefe des Grabes herauf, in den Augen wiederzuspiegeln, eine milde Sehnsucht verscheuchte die wüste Besinnungslosigkeit von der knöchernen Stirn, und ein edlerer Schmerz breitete sich, statt der bisherigen verzerrten Ruhe, um den festgeschlossenen Mund;

Dabei ruhte sein Auge regungslos auf dem Bilde an der Wand, und während der Ausdruck seines Gesichtes das Aufleben süßer Jugendbilder feierte, klapperten die dürren Beine den wilden Todtentanz und schienen mit den rasenden Sprüngen jener Schönen, der Vernichtung geweihten Tänzerin, welche das Gemälde zeigte, gleichen Schritt halten zu wollen. — —

Als ich fort ging, drückte er mir die Hand; es war mir, als wispere er etwas von „Mich nachkommen — wiedersehen." — — Ich nahm die Miene an, als hätte ich ihn vollkommen verstanden, und entfernte mich. —

Drittes Kapitel.

Ankunft in Wien. Der Liefländische Reisegefährte. Der Stephansthurm. Der Oestreicher und der Ungar.

Spät Abends rollte ein Wagen über die langen Brücken, welche von der Prager Straße aus nach Wien hineinführen, und wich pflegmatisch den zahlreichen Fuhrwerken aus, die ihm aller Orten begegneten. In dem Wagen d'rin aber klopfte es lebendig und ungestüm, es war dies mein Herz. Ein erwartungsvoller Reisende ist der arroganteste Mensch von der Welt; alle Städte und Plätze, die er antreffen mag, scheinen nur für ihn hingestellt; und auch das große schöne Wien schien mir in diesem Augenblicke nur auf mich zu warten. Ueberall ein lebendiges Regen in den Straßen; ich hätte darauf wetten wollen, die Leute waren nur wegen meiner so in Alarm gerathen! Und dazu die vielen Laternen in den langen Vorstädten, sie dienten unbestreitbar keinem andern Berufe, als meinen Pferden zu leuchten; die Wiener sind liebe Leute! — Mit der fröhlichsten Laune gelangte ich zum Mauthhause. Der Beamte war ein stattlicher, freund-

licher Mann, ich reichte vergnügt meinen Paß hin; und er hatte kaum meinen Namen darin gesehen, so ward er — um kein Haarbreit ungefälliger, als vorher. Der Kutscher konnte nach der leichtesten Visitirung die Koffer wieder aufpacken. Ein freundlicher Abschied von den meist so gefürchteten Mauthbeamten, und der Wagen durfte weiter fahren.

In der Leopoldstadt, im Gasthofe zum „schwarzen Adler“ stiegen wir ab. Abermals die höflichsten Leute von der Welt; ich fühlte mich vom langen Fahren so zu sagen ganz versessen, und die herbeieilenden Kellner — in Norddeutschland nicht selten ein prahlerisch, brutal-höflicher Menschenschlag — halfen mir mit wahrhaft freundschaftlicher Zuvorkommenheit heraus und griffen mich an, als ein rohes Ei. Charmante Leute! Die Töne einer neuen, beinahe fremden Herzenssprache vernahm ich, die gleichsam nur aus einem freundlichen Traume mir die rauhen Klänge meiner Heimathsprache gemildert und verschönt zuführten. Ueberselig von so vielem Guten und Lieben, lebensmuthig in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und todesmatt von dem Umherwerfen des Wagens, schwankte ich die Treppe hinan, deren unterste Stufe zwei groteske Steinfiguren bewachten.

Im Zimmer oben ging das Leben erst recht an; drei bis vier noble Kellner liefen sich wechselsweise die Füße wund, um mir Wünsche abzufragen, die ich vor lauter Enthusiasmus noch gar nicht Zeit hatte zu hegen. Ein flinkes Stubenmädchen mit schlauen Augen überzog mein

Bette sogleich mit glänzend weißem Laken, so daß mir vor dem Mädchen wie vor dem Bette das Herz hätte aufgehen mögen. Ich verwies die dienstbaren Geister bis auf die nahe Ankunft meines liefländischen Reisegefährten, dessen Wagen sich hinter dem meinigen etwas lange aufgehalten zu haben schien, und mit welchem ich der Abrede gemäß in Wien, wie in Prag, vor der Hand ein Zimmer bewohnen wollte. Inzwischen setzte ich mich gedankenvoll auf das Sopha und hing meinen Träumen nach. Es ist möglich, daß die Gedanken, welche ich in jenen Augenblicken faßte, allein geeignet gewesen wären, mich unsterblich zu machen, wenn ich nicht das demüthige Bekenntniß thun müßte, daß sie insgesammt von mir rein vergessen sind.

Als ich noch im besten Sinnen begriffen, öffnete sich die Thüre, und herein trat, wie ein gepanzertes Unglück, mein liefländischer Reisegefährte.

Hilf Himmel, wie sah der Mann aus! Der Tod selbst hätte ihm nicht zwei Kreuzer auf seine wirkliche Existenz geborgt, und auch ich hätte weit eher glauben mögen, daß er eben aus Charon's Nachen, als aus dem Gesellschaftswagen gestiegen sey. Den Hut hatte er mit gewiß sechsfachen Banden unter der Kehle festgeschnürt, und ich war beim ersten Anblick zweifelhaft, ob er den Kopf oder den Hut so fest angebunden habe? Dabei hatte er diese Umschlagetücher, welche Kopf oder Hut hielten, an den Seiten hin weit, weit nach vorn hereingezogen und dadurch die ohnedieß kaum zu rechnende, kleine Physiogno-

wie beinahe gänzlich verdeckt, so daß jeder Lump, nicht ohne Aussicht auf glückliche Durchführung des Beweises, ihn die Frage hätte stellen können, ob er denn überhaupt ein Gesicht habe? Um das Kinn herum spreizte sich ein mächtiger Fuchspelz; kurz der ganze Kopf meines Reisefreundes hatte die Gestalt, als sey er eine der Ausgrabungen von Pompeji, und das schwierige Geschäft, ein Pergament zu entrollen, hätte an seinem Gesichte in zweckdienlichen Vorstudien executirt werden können. Außer einem Frack und einem Oberrock trug er noch zwei Mäntel über einander, und seine fortwährende Klage, sich auf der Reise zu nachlässig verwahrt zu haben, war die härteste Ungerechtigkeit gegen sich selbst. Ich freute mich, daß er nicht in Person eine Nacht auf der Mauth liegen geblieben, da seine Bekleidung, unergründlich wie das Meer, die Nachspürungen der Mauthbeamten wohl einige Tage hinzuhalten geeignet gewesen wäre.

Im Zimmer angekommen, fing er sofort an, sich zu häuten; Mantel und abermals Mantel, Oberrock, Frack, mehrere Westen, dito Unterwesten, Nachtjacken, wollene Brustlätze, wurde eines nach dem andern ausgezogen, und ich war nicht ohne Besorgniß darüber, ob bei dieser nimmer endenden Ausschälung endlich von dem Menschen selbst noch etwas übrig bleiben werde.

„Freund!" seufzte endlich mein liefländischer Schmetterling, der sich schmerzhaft seiner Hülle entwunden hatte — „das Reisen ist etwas Schweres!" —

Die Worte waren von zu „hohem Stil,“ als daß ich etwas dagegen einzuwenden mich getraut hätte. —

„Sollte ich jetzt sterben“ — fuhr er fort, „so möchte ich lieber gleich zum leidigen Teufel fahren, nur weil der Weg dorthin kürzer ist, als zum Himmel.“

„Gewiß“ bestätigte ich — „und muthmaßlich sind auch die Chausseen dorthin besser, weil die Straße fleißiger befahren und überhaupt gangbarer ist.“

„Meiner Seelen!“ ächzte mein Liefländer, etwas freundlicher — „würde ich zum lieben Gott beschieden, und er wollte mir einen Prager-Wiener Gesellschaftswagen senden, so unterbliebe die ganze Visite.“

„Ich könnte es Ihnen auch nicht verdenken,“ bemerkte ich, „da Sie obendrein Gefahr liefen, daß Ihr Koffer durch Vagabundenhaufen zersprengter Seeligen auf der Himmelsstraße vom Wagen geschnitten würde; denn im Himmel soll jetzt die äußerste Pauvreté herrschen, wenigstens hört man das unsern heutigen Predigten an.“

Unsere scharfsinnigsten Erörterungen wurden durch das Eintreten zweier andern Reisegefährten, eines Ungarn und eines Oestreichers unterbrochen. Sie luden uns zu einer kleinen Abendpromenade ein; und da ich, wie auch mein Herr Liefländer, zur Zeit noch völlig unbekannt mit den Straßen waren, so mußte uns diese Einladung doppelt lieb sein. Wir warfen unsere Mäntel um und schlenderten mit unsern beiden Begleitern durch die Straßen.

Der Ungar und der Oestreicher waren gute Freunde, aber sie konnten, dem Nationalinstinkte zufolge, es doch

nicht lassen, einander von Zeit zu Zeit zu hänseln, wobei der Oestreicher um so mehr im Vortheile war, da der Ungar, gleich uns, Wien zum ersten Male sah und daher zuweilen einige etwas plump-biederherzige Anmerkungen machte.

Nachdem wir das rothe Thor hinter uns liegen hatten und auch sonst noch einige Straßen geschlendert waren, welche meine ermüdeten Beine mit doppelter Elle maßen, standen wir plötzlich auf einem geräumigen Platze, und vor uns — nein ich verkannte den alten Steinriesen nicht, obschon ich ihn zum ersten Male, und obendrein zur Nachtzeit sah — vor uns dehnte sich der Stephansthurm in stämmiger Kraft hinauf.

Hilf Himmel, war das ein Gebäude! Er hätte unsern Dresdner Annenthurm gewiß neun Mal in die Tasche stecken können, und selbst die Oestreicher Mauthbeamten hätten es ihm nicht angemerkt. Wie ein Trümmer der Urwelt schwindelte er durch die trübe Nacht zu uns hernieder, doch lag in seinem Anblicke etwas Finsteres und Freundliches zugleich.

Kühne Menschenwerke gemahnen mich immer wie Ausgeburten eines übermenschlichen Schmerzes. Die Freude empfindet nur, sie schafft nicht, aber der Schmerz formt und beseelt; das Weib wie die Phantasie gebähren nur unter Qualen. — Und so blickte auch der uralte Stephansthurm mich durch die Finsterniß beredsam mit seinem steinernen Leibe an. Ein einsamer Sprößling aus einem untergegangenen Riesengeschlechte, steht er stumpfsinnig in der Gegenwart und sieht die junge Zeit um seine

alten Schultern wogen und höher an ihm hinaufschwellen. Kaum hat er noch einen Bürgen für sein eigenes Daseyn, dessen Ursprung sich in Fabel und Mährchendunkel verliert.

Es ist noch ein poetischer Anklang im Menschen, daß er meint, mächtige Standbilder und Denkmäler empfänden ihre Zeit. Dem Stephansthurm sieht Jeder die Geschichte Wiens an; die alten blutigen Türkenkämpfe, die Adler Napoleon's flattern noch immer gespenstisch um seine Zinne. Auch die Weltgeschichte hat, wie die Zeit, ihre Obelisken, nach denen wir sie messen; der Stephansthurm ist der Obelisk Oestreichs.

Während ich so meinen Betrachtungen nachhing und mein Liefländer die scharfsinnige Bemerkung machte, daß der Stephansthurm doch eigentlich gar nicht in eine Modestadt, wie Wien, hineinpasse, neckten sich der Ungar und der Oestreicher herum, und warfen die Frage auf: welche ihrer Nationen am thätigsten beim Baue des Thurmes gewesen sei? Der Oestreicher meinte, der Thurm sey von Ungarn erbaut, denn er sey so lang und breit und so aus der Mode heraus gewachsen, wie die Verfassungen dieses Volkes. Der Ungar dagegen meinte, der Thurm sey von Oestreichern gebaut, denn seinem Verstande sehe man eben so wenig wie dem seiner Erbauer das Alter an. Zuletzt schlug sich zu meinem Staunen der Liefländer ins Mittel und meinte, daß, wenn der Thurm von Oestreichern erbaut sey, man eigentlich mit der Kuppel hätte anfangen müssen, weil in Oestreich Alles von oben aus seinen Ursprung nehme. —

Ich zitterte vor weiterm Disputiren und drängte zum

Sehen; wir traten in ein am Wege liegendes Kaffeehaus, trafen aber mehr Eleganz als Gäste an und würden uns gelangweilt haben, wenn wir uns nicht unter einander hätten besprechen können.

Der Ungar trank unmenschlich und schmälte dabei unaufhörlich auf den Oestreicher Wein. Der Oestreicher versuchte die Ehre seines Landes zu retten und behauptete, der Wein wäre gut. „Pah!“ warf der Ungar ziemlich grob hin; „das nennen wir zu Hause nicht einmal Wein, geschweige denn, daß wir es dafür trinken sollten; aber in Oestreich machen die Ochsen Alles zu Wein.“ — „Gewiß! und in Ungarn macht der Wein Alles zu Ochsen,“ entgegnete der an Witz ihm überlegene Oestreicher blitzschnell. Die letzte Bemerkung hätte beinahe den Zorn des ehrlichen Ungarn in allem Ernste rege gemacht, und nur der begütigende Nachsatz seines Gegners: „daß man in Ungarn eher für einen Ochsen gelte, als in Oestreich,“ konnte den Ausbruch seiner Empfindlichkeit zurückhalten.

Der Kellner präsentirte uns Queues, wir machten einige Touren Billard, und — der Mensch handelt oft ganz gegen seine Gewohnheit — ich spielte dießmal gut und brachte meine Gefährten zu Verluste. Es ist die höchste Impertinenz des Zufalls, wenn er uns wider unsern Willen etwas gut machen läßt! In der Liebe hat so etwas oft noch weit ärgerlichere Folgen, als im Spiele. Dießmal ging es noch leidlich ab. —

Viertes Kapitel.

Charakter der Wiener im allgemeinen. Kaiser Franz und sein Volk. Oestreichischer Volkswitz.

Als ich am andern Morgen den promethischen Händen meines Friseurs entsprang, machte ich mich schnurstracks auf den Weg zu meiner Freundin, die mir um wenigstens vierzehn Tage nach Wien vorausgeeilt war. Bis zum rothen Thore lief ich im gestreckten Trabe, und doch lief mein Herz noch ein gutes Stück voraus. Weiß der Himmel, meine Beine kommen in solchen Fällen nie meinem Herzen nach. Anders war es im September 1830 mit dem — — schen Schützenregimente; hier kamen nämlich die Soldatenherzen nicht den Beinen nach, und den Preußen, Franzosen und Neapolitanern ist es zu seiner Zeit nicht besser gegangen.

Ueberall fand ich Leben und Bewegung in den Straßen, und doch nicht jene sumsige, dumpfe Geschäftsschwüle, welche in dem ebenfalls höchst lebenvollen Hamburg überall gegen einander rennt. In Wien hat selbst der Geschäfts-

tumult noch einen freundlichen Anstrich. Man hat hier noch Raum im Kopfe, um sich das Getümmel mit anzusehen, welches man selbst vermehren hilft. Die geschäftigen Leute freuen sich hier, auf Collegen zu stoßen, man freut sich selbst der unabsichtlichen Rippenstöße, welche es hin und wieder absetzt, weil man sie nur als fühlbare Beweise des regen Wiener Lebens annimmt

Dort durchschneidet eine Carosse im tiefsten Schmutze die wogenden Menschenmassen, die Leute stäuben vor ihr auseinander, helfen sich gegenseitig Platz machen und bespritzen sich dabei gegenseitig, freundliche Blicke lohnen wechselnd ihre Aufmerksamkeit für einander. Ein Galanthomme kommt in Gefahr, beim Zurückweichen ein Mädchen auf die Füße zu treten, er wendet sich daher etwas höflich-ungeschickt, mittlerweile kommen ihm die Kutschpferde auf den Nacken, er springt zurück, bittet anprallend die von ihm Ueberrannte um Entschuldigung, glitscht aus und fällt in den tiefsten Schmutz, und noch liegend schaut er theilnehmend das bunte Treiben und Drängen um und neben sich und flucht begeistert in den Bart: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wean!" — Die Umstehenden aber sind bemüht, ihm aufzuhelfen. Keiner lacht ihn aus, und dennoch bedauert man ihn weniger, als man sich freut, daß er im Fallen keinen Schaden genommen hat. So wird in dem einzigen Wien Alles zur Freude gestempelt, der Schmerz liegt hier fast ausschließlich in den Umständen und Verhältnissen, nicht in den Menschen, wie dieß in unserm melancholischen Norden der Fall ist.

Die Wiener sind unbedenklich der liebenswürdigste Menschenschlag auf Gottes Erde; ihre heitere Naivetät, die reine Kindlichkeit ihres Gemüthes, welches sich vor Niemand verschließt, ihr Allerwelts-Wohlwollen, ihre Arglosigkeit gegen sich und gegen Andere, ihre Bereitwilligkeit, fremdes Verdienst anzuerkennen, und ihre Selbstbescheidenheit, die doch nirgends in Mißtrauen zu sich selbst ausartet, ihre Zuvorkommenheit und ihre bieder-kernige Höflichkeit, die nirgend zur Kriecherei wird, ihre Festigkeit und Bestimmtheit, die nirgends zur Brutalität sich versteigt, alle diese Eigenschaften machen die Wiener unendlich liebenswerth, machen den Umgang mit ihnen unbeschreiblich wohlthuend, und von solchem Standpunkte aus betrachtet, gleicht Wien, inmitten des frostigen, zersplitterten Deutschlands, einer großen Freundschaftsinsel, welche selbst tiefzerrissene Gemüther in ihrem unvergänglichen Herzensfrühlinge zu heilen versteht.

Noch eine ganz besonders bemerkenswerthe Seite im Charakter des Wieners ist seine angeborene Heimathliebe, die ihn gewissermaßen zu einer veredelten und verfeinerten Schweizer-Natur macht. Alles Schöne und Anmuthige reducirt er auf sein Vaterhaus; die höchsten Begriffe und Vergleiche weiß er nur auf seine Heimath anzulegen. Wer die Schönheit, den unsäglichen Zauber seiner Heimath kennt, wird diese seine Liebe zu ihr kaum ein Vorurtheil heißen können, und wäre es wirklich eines, so ist es gewiß ein liebes, beglückendes, Keinem nachtheiliges Vorurtheil. — Macht ihn, wie schon oben bemerkt, diese Liebe

zur Heimath einigermaßen dem Schweizer ähnlich, so unterscheidet er sich gleichwohl just durch diese Empfindung wieder von demselben. Der Schweizer befindet sich außerhalb seiner Gebirge, wie der Fisch außerhalb des Wassers, er wird trüb- oder stumpfsinnig, melancholisch oder gefühllos, menschenfeindlich oder spitzbübisch. Nicht so der Wiener. Seine angeborene Bonhommie und wohlwollende Laune kann selbst durch das Gefühl des Heimwehes nicht gedämpft werden. Seine Heimathliebe gleicht einer Taucherglocke, welche ihn selbst beim Hineintauchen in das bange Meer der Fremde heimathliche Luft mitnehmen läßt; und nur sein Herz, nicht sein Gemüth weiß, daß er es nicht mit Landsleuten zu thun hat. Da er auch den Blutfremden bald lieb gewinnt und jenes Mißtrauen, welches, bei aller sonstigen Biederkeit, den Charakter der Schweizer bezeichnet, dem seinigen fern bleibt, so gewöhnt er sich schnell auch an fremde Menschen, schwieriger an das fremde Land. Er liebt nicht blos die Schönheit, die Fruchtbarkeit, die Vergnügungen seines Landes, nein, er liebt das Land selbst, die Luft, den Ort, gleichwie ein fürstliches Kind nicht an den Goldflittern seiner Wiege, sondern an der Wiege selbst mit lieblicher, blinder Neigung hängt.

Dabei ist seine angeborene Scherzsucht entfernt von jedem Verlangen, wehe zu thun, wie es den Sachsen, namentlich aber den Berlinern anhängt. Der Wiener hat keine Satyre, keine Ironie, er hat blos Laune, und selbst seine gemüthlichen Persiflagen haben nur Spitzen, keine

zutrauliche, biederherzige Benehmen des Kaisers wahrhaft bezaubernd auf einen Jeden wirken, der sich ihm naht; sein ganzes Wesen soll, wie man mich versichert, einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther üben. . . . . .

So viel Natürlichkeit, Herablassung und Verläugnung der Scheidekluft des Standes muß allerdings zu dem Gedanken seiner irdischen Hoheit ein wohlthuendes Extrem bilden. Gewährend oder versagend, bleibt sich der Ton des Kaisers völlig gleich, er verspricht und verweigert mit derselben Freundlichkeit, und sogar der Unglückliche, dessen letzte Hoffnung die harte Nothwendigkeit durch den Mund des Kaisers zernichtete, scheidet ohne Groll, ja selbst nicht ganz trostesleer von dem milden Fürsten, der auch im Verweigern noch zu gewähren scheint. Bei vielfachen Klagen und Beschwerden, welche der Wiener über die Verwaltung des Landes im Allgemeinen verführt, wird man ihm nie seinem Kaiser die Schuld beimessen hören, er sucht den Grund in den Umständen überhaupt oder auch in wirklichen Verstößen der Landesbeamteten, aber er würde die Schuld eher auf sich selbst wälzen, als auf den allgeliebten Kaiser. Die Behauptung einzelner Poli-

---

Anspruch auf „Dank vom Hause Oestreich" zu machen hatte; allein er schloß mit der Bemerkung, daß er Vater einer zahlreichen Familie sei, welche ihre Bitten mit den seinigen vereinige. Die allerhöchste Antwort lautete: Weib und Kind hätten nicht Theil an dem Vergehen des Schriftstellers und dürften also auch nicht darunter leiden. Und der streitig gemachte Gewinn ward ihm ohne weiteres ausgezahlt. —

tiker, daß die Liebe des Volkes für die Person des Kaisers den Staat zusammenhalte, weil dieselbe nie ein allgemeines Mißvergnügen aufkommen lasse, und es daher schon schwer zu einer Reibung gegen die Verwaltung, nie aber gegen den Herrscher kommen könne, mag insofern wohl nicht ohne Halt seyn.

Wahr ist es, daß der Mangel an Denk- und Redefreiheit, namentlich der Preßzwang — jenes geistige Stimulationssystem, welches Weinhold in die physische Wissenschaft übertrug — den Wienern Vieles raubt, was dem Sachsen und Preußen schmerzlich abgehen würde. Aber der Wiener fühlt diesen Verlust nicht, ja er ahnet ihn wohl kaum; er gleicht mit seinen Freuden einem reichen Bonvivant, der sein Geld ungezählt zu sich steckt und es daher gar nicht gewahr werden kann, wenn man ihm einige Geldstücke unvermerkt aus der Tasche zieht. Ja vielleicht ist gerade dieser Mangel ein wesentlicher Grund seiner stets regen Lust, seiner fortwährenden Aufmerksamkeit für gesellige Künste, die der wissenschaftlich grübelnde Sachse, der witzcalculirende Berliner gar oft über die Achseln ansieht. Die obersten Prunksäle der Denkfreiheit sind dem Wiener verschlossen, er geht bis an die Thüre und da er sie verriegelt findet, kehrt er ohne Verdruß wieder um und amüsirt sich im Parterre der heitern Lebenslust. Während das politisch-exaltirte Deutschland rings um ihn mit scharfsinnigen Kannegießereien kanonirt, die Welt, gleich Semmelwecken, mit der Zunge theilt, und, wie Zeus, verschenkt, kramt und salmt und die

Wolken mit seiner Weisheit schwärzt, sitzt der Wiener gemüthlich bei dem Wiener und unterhält sich von neuen bessern Aussichten für das Volkstheater.

Der Wiener trägt den Kopf im Herzen, letzteres denkt, fühlt und begütigt den Kopf, wenn dieser ja einmal unwirsch zu werden droht. Denke man sich übrigens ja nicht, daß der Kopf des Wieners deshalb gegen sein Herz im Nachtheil stünde. Man findet nirgend einen klarern Verstand, der sich meist kaum selbst ahnet, und nirgend hellere Augen, als in Wien. Aber der Kopf ist dem Wiener just um so klarer, je weniger politischer Sauerteig und Raisonnirdunst denselben versauert und verfinstert; sein Auge um so heller, weil er nicht, wie wir andern Deutschen, überall die gelehrte Staarbrille aufsetzt.

Wollte daher ein Dresdener oder Berliner sich einen Kreis harmloser Wiener zur Zielscheibe seiner grübelhaften Witze ausersehen, so würde er am schlechtesten dabei fahren; denn der Wiener Humor schießt zwar ohne Blei, aber er schießt desto fleißiger, daß dem Gegner der Kopf leichter wirbelt als wehthut. Er gleicht einem geschickten Arkebusier, der in fünf Minuten funfzehn Ladungen giebt. Dabei ist der Scherz des Wieners so beweglich und vielgelenkig, daß er ficht, ohne dabei den schwerfälligen Streichen seines Gegners Stand halten. Ein Dresdner oder Berliner haut mit seinem Witze zehnmal klaftertief in den Boden, ehe er ein einziges Mal den flinken Wiener trifft, und hat er ihn von vorn aus dem Felde geschlagen, so sieht er sich unerwartet und urplötzlich wieder im Rücken

von ihm angefallen. Kurz der Wiener gleicht hierin ganz dem leichten Fußvolke gegen die schwere Reiterei; er ist weit leichter über= als eingeholt, zehnmal weicht er aus und räumt doch nie ein einziges Mal das Feld, er läßt sich nie auf eine Hauptschlacht ein und schwächt doch immer in einzelnen Gefechten; er siegt auch nicht geradezu, aber er macht uns endlich matt und zwingt uns, von der Verfolgung abzustehen. Ich selbst weiß aus eigener Erfahrung, wie wenig ich in Wien mit meinem Dresdener Wort= und Sachwitze, den man mir in meiner Vaterstadt nicht selten als leidlich gerühmt hatte, ausrichtete. Man gleicht dort einem Magister, der unter einer ausgelassenen Jugend vergeblich seine Magistermiene beizubehalten strebt; seine wortkramige Weisheit wird überlacht, er selbst muß am Ende malgré lui mitlachen, und ärgert sich über sein Mitlachen mehr, als er sich über sein Weinen ärgern würde.

Ich weiß kaum, wie ich eigentlich den Scherz der Wiener nennen soll. Witz klingt zu tief und zu bitter, Satyre zu boshaft, Ironie zu gelehrt; Alles ist bei ihnen nur gutmüthige Fopperei; sie streicheln den Ernst so lange, bis er aufhört, Ernst zu seyn; sie kitzeln ihn, bis er unwillkürlich die Nase neckisch rümpft, und dann über sich selbst lacht, sie persifliren Einen nicht von sich aus, sondern sie treiben es so lange, bis man sich endlich selbst persiflirt.

Es liegt in dem Gemüthe der Wiener, namentlich in ihrer Laune, so unendlich viel, just ihre joviale Oberfläch=

lichkeit hat so viel poetische Tiefe, daß man sie nie erschöpfen, ja nicht einmal genügend schildern kann. Nur seichte oder bizarre Menschen sind leicht geschildert; eine so gesunde, kräftige und fleckenlose Menschennatur, wie die der Wiener, läßt sich eben so schwer wiedergeben, als sich ein Gegenstand malen läßt, der just im vollen Lichte steht. Erst die Schattenseite giebt dem Maler die eigentliche Form; in Wien ist Alles Licht und Farbe, und der Pinsel des Malers verzweifelt daran, wie denn überhaupt die richtige unverkränkelte Natur niemals einem Pinsel zusagen will. — —

Fünftes Kapitel.

Die Wiener Mädchen.

Ich hatte mich glücklich über den sogenannten Graben hinweggedrängt, hatte im Getümmel mehrfache unwillkürliche Püffe erhalten; und dankbar a Vista zurückgezahlt. Durch das Burgthor kam ich glücklicher. Allerliebste Mädchengesichter begegneten mir bei jedem neuen Schritte; ich war so grundvergnügt, daß ich auch die häßlichen hätte küssen mögen!

Ueberhaupt liegt, wie ich im weitern Umgange fand, ein ganz eigner Takt in den Wiener Mädchen, der sie vielleicht anziehender, als irgend einen andern Mädchenschlag macht. Im Ganzen vermißt man bei ihnen wohl jenen glänzenden Geist, jenes Savoir-vivre, jene zauberische Coquetterie, Eigenschaften, welche man schon bei einem großen Theile unserer Nordländerinnen, vor Allem aber bei den Französinnen in so hohem Maße antrifft und die, obgleich sie selten vom Herzen kommen, sich doch leicht eine contrebande Straße zu dem Männerherzen eröffnen.

Meines Erachtens, bleiben die Wienerinnen — selbst bis zu einem gediegenern Alter und sogar noch als Mütter — mehr Mädchen als Weib; es wohnt ihnen gleichsam eine ganz allerliebste Unreife bei, ihr ganzes Wesen erblicken wir bei weitem mehr in der Knospe als in der Blüthe, sie besitzen Alles, aber Alles scheint noch nicht entfaltet, ihre Fülle ist noch halb verschlossen, und deßhalb ist Alles frischer, Leben-versprechender und kindlich-süßer an ihnen, als an unsern nordischen Damen, die sich so gern mit unzeitigen Reife brüsten. Die Wienerinnen besitzen noch mehr Herz als Gemüth, mehr Seele als Geist, mehr Leben als Willen: die Wiener Mädchen sind Beides: kindlich-rein und rein-kindlich. Sie wollen auch nicht für mehr gelten, als sie sich fühlen; sie haben alle Mängel ihres Geschlechts, und weil sie zu harmlos sind, als daß sie sich derselben schämen, oder dieselben zu verläugnen streben sollten, so stehen sie ihnen allerliebst, denn das Weib ist am bezauberndsten in seinen Gebrechen, am stärksten in dem Gefühle seiner Schwäche. Dabei ist ihnen die reizendste, ungezwungenste Naivetät eigen, die bald in einer anmuthigen Geschwätzigkeit, bald in einer schalkhaften lakonischen Kürze laut wird. Neckerei und Tändelsucht, unschuldige Eitelkeit und liebenswürdigen Eigensinn findet man in ihnen wieder. Doch sind diese freundlichen Eigenschaften nur die dem innern Diamante zur Fassung dienende Decke, und es thront in ihnen eine Tiefe, welche ein flüchtiger Umgang kaum verrathen will. — Eine Wienerin liebt mit unendlichem Feuer, bei aller ihrer oft

abgelassenen Heiterkeit wird ihr kleines Herz unendlich empfindsam und traurig, ja es schmelzt sich selbst in tödtlicher Sehnsucht, sobald es liebt. Und dennoch setzt sie, sich selbst zur Qual, just dem Mann, für den sie sich interessirt, anfangs vor allen Andern die meiste Kälte, ja nicht selten wahre Härte entgegen, und nur durch längeres treues Bemühen vermag er ihren Trotz zu schmelzen und ihr Gefühl zu dem seinigen herüberzuschmeicheln, denn ein schöner weiblicher Stolz bildet die Grundzüge im Charakter einer Wienerin. Gelangt jedoch der Liebende durch Ausdauer und durch innige oder geheuchelte Treue endlich dazu, ihr ein Geständniß zu entlocken, so äußert sich ihre Leidenschaft unbegrenzt, Alles hingebend, Alles verläugnend. Sie ist in der Liebe sanft und tändelnd, wie ein Kind, gütig und verzeihend, nachgiebig, mild und gewährend; und im Schmerze verrathener Liebe kehrt sich ihre Grausamkeit nur gegen sich selbst; sie will nur das eigne Herz brechen, nicht das des Verräthers; sie will nur sterben, nicht tödten. — So vereinigt sie in lieblich mildernder Abstufung die Charaktere der Nord- und Südländerin in sich und bildet gleichsam den Uebergang zwischen Beiden. Die Bedachtsamkeit, das Phlegma der Deutschen ist bei der Wienerin rascher, lebendiger geworden, so wie bei ihr die offene Glut der Italienerin zu reinerm, schamhaftern Feuer abgeglüht ist, was ihre Liebe wünschenswerther, als die einer Deutschen, und ihre Gunst schätzenswerther, als die einer Italienerin macht.

Im äußern Anzuge bewähren die Wiener Mädchen

außerordentlich viel Geschmack; ihr kindischer, spielender Sinn verführt sie zwar oft zu einer Art von Ueberladung von bunter Ueberfülle, an welche wir einfachern Sachsen uns schwer gewöhnen können; allein selbst diese bunte putzhafte Manier trägt gewissermaßen einen bescheidenen und einfachen Charakter, man sieht es den Mädchen offenbar an, daß sie sich weit mehr für *sich selbst*, als für die *Männerwelt* herauszuschmücken, daß ihnen der belobende Blick ihres *Spiegels* weit lieber ist, als der ihrer *Anbeter*. Sie sehen unverkennbar den Putz weit mehr für ein Spielwerk an, als für ein Mittel zu gefallen. Zudem liegt diese Ueberladung eigentlich nur in den *Farben* nicht in dem *Schnitte* der Kleider, welcher meist einfach und geschmackvoll ist; und eben hierin stehen die Wienerinnen bedeutend über den andern deutschen Damen, ja selbst über den Französinnen. Dabei herrscht in ihrer Haltung, ihrem Gange eine wirkliche natürliche Grazie, ein Anstand, der nirgend gezwängt, eine Leichtigkeit und Unbefangenheit der Bewegungen, die nirgend herausfordernd wird. —

Kurz, die Wiener Mädchen sollten im Buche des Lebens billig die erste Seite einnehmen; denn nirgend weiter fand ich so edeln Frauenstolz bei so arglos hingebender Milde, so schöne weibliche Würde bei so süßer Mädchenhaftigkeit! —

Sechstes Kapitel.

Das Burgthor und die Pestsäule.

Als ich durch das Burgthor ging, las ich oben die Worte: „Justitia fundamentum regnorum“*).

An dergleichen Redensarten muß sich ein Patriot nicht stoßen. Diese Insignie gemahnt mich wie gewisse Conversationsworte, wie z. B. das Wiener: „I küß d' Hand,“ welches man nur selten zur Ausführung bringt. Es wäre unter gewissen Umständen Unart, es nicht zu sagen, und dennoch vielleicht zugleich schlechter Ton, es wahr zu machen, d. h. die Hand wirklich zu küssen.

Ebenso nenne ich es auch guten Ton der Regierung, gewisse Sentenzen, die für sie wie für die Unterthanen gleich schmeichelhaft und hoffnungsspendend sind, im Munde

*) Bekanntlich gab diese Ueberschrift des Burgthores und der Umstand, daß der Wall über letzteres hinwegführt und man es also oben wie unten passiren kann, einen Spötter Anlaß zu der witzigen Anmerkung: „das nenne ich eine schöne Gerechtigkeit, wo es d'rüber und d'runter geht.“ —

und im Schilde zu führen. — „Vivat justia" heißt, in's Politische übersetzt, nicht etwa: „es lebe die Gerechtigkeit," sondern: „es lebe die Justiz," d. i. die Sportelkassen, Stempelfactoreien ꝛc. und Justitia fundamentum regnorum heißt: Gehorsam ist die erste Bürgerpflicht. Die lateinische Sprache ist eigends für Herrscher und Landesverwaltungen erfunden: auf Lateinisch legt und lügt sich's besser.

Dumme Leute wundern sich dann wohl zuweilen, wenn in der Praxis des Regierungswesens der Geist dieser lateinischen Sentenzen nicht wiederzufinden ist, aber sie bedenken nicht, daß Botaniker und Herrscher wieder ganz besondere Lexica führen, worinnen die Worte eine ganz grundverschiedene Uebersetzung und Verdeutschung erhalten. — So wird z. B. die Justitia der Fürsten und Behörden eigentlich nicht mit dem J, sondern mit dem G geschrieben, weil diese sie nicht von justus, a, um (gerecht), sondern von Gustus (der Geschmack) ableiten. Es heißt also in der richtigen Schreibart: Gustitia — was so viel sagen will, als: was nach meinem Geschmack ist — fundamentum regnorum: darauf baue ich meine Reiche.

Dies ist durchaus nur eine politisch-logische Erörterung im Allgemeinen, und keineswegs soll sie den edlen Landesvater des schönen Oestreichs, dessen Milde und Leutseligkeit ich schon weiter oben mit vollem Herzen zu rühmen Gelegenheit fand, auch nur im Entferntesten gelten.

Die Glacis der Mariahilf lag vor mir, der Spätherbst hatte seine überreife Farbenpracht darüber hingestreut, die Blätter zitterten greisenhaft im scharfen Morgenwinde, aber die Sonne stand mit ewig jungfräulichem Lächeln am herbstlichen Himmel, ihr unvergänglicher Lenz lächelte auf die allmälig welkende Erde nieder und schien mitleidig der hinsterbenden Natur das brechende Auge zuzudrücken. Ach! und ich liebe die Sonne unendlich; selbst ihr kalter, winterlicher Strahl erwärmt mein hartgefrornes Gemüth, und wenn ich ihr zuweilen in's Gesicht blicke, so ist's, als müßten wir uns Beide verstehen und einander gegenseitig unsern einsamen Schmerz bekennen.

Rechts vom Burgthore ab steht eine Pestsäule, eigentlich ein Wahrzeichen der himmlischen Diplomatik. Krieg, Pest, Erdbeben und Sterblichkeit gehören zur Politik des Weltenschöpfers; sie sind die Werkzeuge des unendlichen göttlichen Infibulationssystems, welches wir allenthalben in der Natur wiederfinden und womit sie ihrer eignen Fruchtbarkeit Gränzen zu setzen pflegt. Das Leben leidet in allen seinen Theilen an Ueberfruchtung, eine Ableitung ist nothwendig, deshalb kostet ein Leben stündlich vielleicht tausend Leben, ein Keim verschlingt den andern neben sich, die Verdauungswerkzeuge der Natur sind in ewiger Bewegung: und Alles käut eigentlich ihr, nur ihr in den Mund, sie mästet uns nur für ihren eignen Tisch, und wer heute ihr Gast war, der steht vielleicht schon morgen auf ihrer Küchenliste. Gräber und Grüfte mit ihren Inschriften sind eigentlich nur der Speisezettel der Natur.

Kaum vermag sich ihr eigner Schöpfer vor ihrer Gefräßigkeit zu retten; hüllte er sich nicht in Unsichtbarkeit und ewige Ferne, das Gelüsten seiner Schöpfung könnte selbst ihm gefährlich werden. Eine Pest ist nur ein Strich unter dem Rechenexempel des Lebens, eine runde Summe — — dergleichen Sachen sind zu spaßig, als daß man ihnen lange nachdenken dürfte.

Als ich nach langem Umherlaufen das gesuchte Haus endlich gefunden hatte, war mir wieder so seltsam, so heilig-beklommen zu Muthe, wie damals, als ich das erste Mal zur Communion ging. Als ich aber eintrat, leuchteten mir die Augen meiner Freundin wie ein ganzer Frühlingshimmel entgegen, und wirklich brach, als sie zufällig einen Blick auf ihren Rosenstock warf, augenblicklich eine der Knospen auf. Es war dies auch gar kein Wunder, es ging ja meinem Herzen nicht anders, auch dieses brach auf, als klopfte der Frühling selbst mit seinen Blumenfingern daran. Alles war mit einem Male verändert.

„Ich liebe! Ich liebe!" Nicht in Platen'schen Ballstrumpf-Versen stolziert und tänzelt bei mir dieses Wort, es blüht, wie eine Wunderblume des Meeres, aus meinem Herzen, ohne daß Einer seine Wurzel sah. Aber das Geflüster der entschlummernden Bäume ahnet es, das Gold des Horizonts malt es mir, und die Herbstglöckchen läuten die Feier des Wortes: ich liebe! — —

Siebentes Kapitel.

Liebes = Dreieinigkeit.

Müßte ich eine Geschichte meiner Liebe schreiben, so käme ich in die ärgste Verlegenheit; ich müßte mich der bittersten Untreue anklagen und bin mich auch wiederum der höchsten Treue bewußt. Meine Seele hat hienieden geschwankt zwischen drei unendlich holdseligen Erscheinungen, mein Herz glaubte an eine süße Dreieinigkeit — Emilie, Auguste und Marie! Und wunderbar sind diese drei Bilder Eines in mir geworden, ich bete in ihnen Allen nur die allbeseelende Gottheit der Liebe an, drei Wesen in Einem, Eines in dreien. —

Und wer wollte mich dafür der Untreue zeihen? — Wer mit der geheimnißvollen Hecate buhlt, versündigt er sich, wenn er das eine ihrer ernsten Häupter küßt, an dem andern? Und warum sollten sich die holden Gestalten hassen, die mein Herz so innig in einander drängt, daß sie in sich nur Eine sind? Emilie ist dahin; die Nachtigall auf ihrem Grabe singt ein süßes träumerisches Lied von der schönen, todten Emilie. Und doch lebt auch sie noch,

in der Gemeinschaft mit ihren Nebensonnen, unsterblich in mir fort. Emilie, Auguste und Marie — sie sind nur Schwestertöne in der Harmonie meiner Seele, nur vereinzelte Strahlen aus dem Thränendiamant meiner Liebe, die einem Ursprunge, einem Lichte angehören! — —

Achtes Kapitel.

Die Wiener Theater

Wie weit entfernt ich auch bin, für einen Theater-Enthusiasten gelten zu können, so besitze ich doch einiges Gefühl für die Bühne; sie gewährt mir, beim Lichte besehen, mehr Interesse, als Vergnügen. Wahrscheinlich kommt das daher, daß ich mit mir selbst viel Comödie spiele und die Welt kaum anders, als wie eine fahrende Bühne betrachten kann.

Unter den dermaligen Wiener Theatern hat das in der Josephstadt den wenigsten bestimmten Charakter; es ist für Parodieen, Spektakelstücke, Possen und Vaudevilles zugerichtet, scheint aber im Publikum nicht viel Credit zu besitzen.

Das Leopoldstädter Theater ist, zufolge seiner Tendenz, wie auch neuerer Verhältnisse, eben so berüchtigt, als besucht; allerdings trägt es eine gewisse eigenthümliche Farbe, den Charakter einer gemüthlichen Frechheit, der insbesondere durch die nun verstorbene Dlle. Krones reichliche Nahrung erhielt. Das Unerhörteste ward von ihr

mit einer solchen Offenheit, ohne alle versteckte Naivetät vorgetragen, daß es gewissermaßen eben dadurch an Bedeutsamkeit verlor; wie denn überhaupt im Grunde das Unschickliche nur dann Schaam erregt, wenn es sich verstecken zu wollen die Miene annimmt und sich doch verstohlen blos giebt. Offene, unbemäntelte Unschicklichkeit kann weder verlegen machen, noch ist sie der Sittlichkeit von wesentlichem Nachtheile.

Das Burgtheater ist bekannt; es geht, wie jedes Hoftheater, nach einem eignen Plane zu Werke, der sich nicht von dem Geschmacke noch von den Launen des Publikums leiten läßt. Es besitzt schöne und kräftige Mittel, und verwendet sie unbestreitbar für das Bessere und Gediegnere.

Was das Burgtheater im recitirenden Schauspiele leistet, das möchte gern das Kärnthnerthortheater im Opernfache leisten. Leider aber scheint auf dem letzteren seit geraumer Zeit ein Fluch zu ruhen, es will zu keinem Ganzen kommen. Vielleicht verwendet man zu viel auf Einzelnheiten und zu wenig auf das Allgemeine. Wenigstens scheint, seinem dermaligen Bestand nach zu urtheilen, zu wenig richtige Eintheilung zu herrschen; auch klagt man den gegenwärtigen Pächter einer übertriebenen Kargheit an.

Der Tenorist Wild und die berühmte Heinefetter machten, zu meiner Zeit, viel Furore am Kärnthnerthortheater, obgleich Letztere jetzt gar nicht mehr gefallen soll; übrigens waren diese Beiden auch so ziemlich die einzigen Erscheinungen, welche der Mühe verlohnten. Ich

sah daselbst Auber's „Stumme von Portici" aufgeführt. Es tönten uns in dieser Oper so ungeheure Gefühle an, vor denen wir fast schon in ihrer musikalischen Erscheinung zittern möchten, es zucken darin so furchtbar zerrissene Pulse uns entgegen, ja diese ganze „Stumme" ist ein riesiges Zungenband, welches sich anstrengt, seinen übermenschlichen Schmerz zu artikuliren und auszuheulen und doch, selbst im Donnerton seiner Verzweiflung stumm bleiben muß, höchstens nur lallen darf, so daß ihre Musik jede Seele unaufhaltsam in den wilden Wirbel ihrer düstern Harmonieen hineinreißt, bald in tolle Volks*lust*, bald in wahnsinnigen Volks*grimm* taucht und, gleich einer Charybdis, ihren Raub nur innerlich durchwalmt wieder los läßt.

Kein anderes Theater aber ist so ganz Repräsentant des östreichischen Volkslebens, als dasjenige, welches im folgenden Kapitel näher beleuchtet werden soll. —

Neuntes Kapitel.

Das Volkstheater an der Wien. Ferdinand Raimund als Dichter und Schauspieler. Bäuerle. Meisl's „Othellerl.“ Carl. Scholz. Mad. Kneisel. Dlle. Zeiner. Kunst. Wenzel Müller.

Von all' den zahlreichen Theatern, welche ich sah, hat keines mich so lebhaft angesprochen, als das Theater an der Wien, obschon, der allgemeinen Behauptung zufolge, der dermalen vom Direktor Carl ihm verliehene Charakter es keineswegs seiner Blüthe näher gebracht, wohl aber gewissermaßen entfremdet hat. Nirgend kann der Volkscharakter sich deutlicher aussprechen, nirgend kann derselbe sichtlicher eingekörpert erscheinen, als an dieser Bühne; und mit allem Rechte schmückt daher die Ansicht von Wien (vom Belvedere aus betrachtet) den Vorhang derselben, denn nur hier offenbart sich der eigentliche Sinn und Nationalcharakter der unvergleichlich schönen deutschen Kaiserstadt.

Wie man mich von allen Seiten versichert, kennt ganz Deutschland kein größeres, ja kein eben so großes Theater, als dieses Volkstheater. Höhe und Tiefe vereinigen sich

hier; der Grund der Bühne eröffnet eine außerordentliche Perspective, und kein Theater dürfte sich daher besser für Spektakelstücke und für Aufzüge mit Karossen und Pferden eignen, als dieses. Das Schiff des Hauses steht im Verhältniß zu dem Umfange der Bühne, es faßt, im Parterre wie in den Logen, mit Bequemlichkeit eine bedeutende Menge Zuschauer, und gleichwohl ist das Interesse der Wiener an diesem, ihrem Wesen so völlig entsprechenden Theater mächtig genug, um den weiten Raum oft kaum ausreichen zu lassen. Die Dekorirung ist ziemlich einfach und obendrein bei weitem nicht modisch, doch stört uns selbst hier wenigstens nicht ein offenbarer Nichtgeschmack; ja das Veraltete dieser Zier übte, mindestens auf mein Gemüth, sogar einen gewissen Reiz aus. —

Der ruhige, ungezwungene Ton, welcher im Parterre, wie in den Logen herrscht und nur in den obersten Regionen zuweilen etwas zügellos wird, spricht ebenfalls den Fremden an. — Kein Theaterpublikum vermag so mit voller Seele in der vorgeführten Handlung mitzuwirken, als das Wiener. Trotz seines heitern Wesens betrachtet der Wiener das Spiel der Bühne mit sehr ernsten Augen, die Bedeutsamkeit dieser Copie der Welt beseelt ihn allgewaltig, und es ist eine Bürgschaft seines harmlosen Geistes, daß er dem Blendspiele, der Täuschung der Bühne, welche der kaltverständige Norddeutsche nur in ihrer Nichtigkeit anerkennt, noch so lebhaftes Interesse abgewinnen und diese Aphorismen aus Dichtung und Wirklichkeit so theilnehmend miterleben kann. Er gleicht hierin so ziemlich

eignem Kinde zur Weihnachtszeit, welches sich einbildet, der heilige Christ bescheere in eigner Person; denn auch er, der Wiener, huldigt beinahe dem Glauben, das Leben selbst biete ihm das, was ihm ja doch nur die trügerische Welt der Bühne vor die Augen führt. —

Der Lieblingsdichter an dieser Bühne ist der bekannte Komiker und dramatische Humorist Ferdinand Raimund. Bei all' den Flachheiten, Unwahrscheinlichkeiten (welche letztere freilich meist beabsichtigt seyn mögen) und wirklichen Fehlern, woran seine Stücke mehr oder weniger kränkeln, ist ihnen dennoch Witz, ja sogar ächte Poesie, vor Allem aber Originalität nicht abzusprechen. Auf wunderbare Weise versteht er das Gewöhnliche, Alltägliche und Natürliche mit dem Uebersinnlichen und Fabelmäßigen, das Niedrigst-Komische mit dem Pathetischen und Großartigen, das Lächerliche, Läppische mit dem Hochtragischen, und das Antike, Mährchenhafte mit dem rein Modernen und der compaktesten Wirklichkeit zu verschmelzen. Seine Stücke bilden, von diesen verschiedenen Kehrseiten aus betrachtet, eine unwillkürliche Ironie ihrer selbst; sie erzählen es gleichsam offen und unbefangen, daß sie uns belügen wollen, und während andere Tragöden — namentlich Schiller in seiner „Jungfrau von Orleans" — streben, das Natürliche dem Wunderbaren nahe zu bringen und die Körperwelt zu vergeistigen, strebt Raimund umgekehrt, das Wunderbare dem Natürlichen anzunähern und das Geistige grob zu verkörpern, kurz, gleich einem dramatischen Thomasius, das Uebersinnliche auf die gemeine Sinnenwelt

zurückzuleiten, es zu entlarven, ihm das Gespenstergewand der dichterischen Fabel abzureißen und es in sein Nichts zurückzubannen. Er frivolisirt Alles, das Entsetzlichste wie das Erhabenste. Die begeisterndste Tugendgröße leitet er durch neckische Proben, die deren Würde, wenn auch nicht deren Bestand gefährlich werden. Die Schreckensgestalten der Menschheit, die Popanze des Lebens, Schicksal und Tod, müssen sich bei Raimund ebenfalls in intime Gesellschaft mit dem Burlesken, niedrig Abentheuerlichen, bequemen, die Nähe des Possenhaften wirft auch auf sie einen lustigen Abglanz, und wenn sie auch nicht freundlicher dadurch werden, so werden sie wenigstens fratziger, toller, und man kann sie nicht mehr fürchten, weil man über sie hat lachen müssen. Er stellt die Schrecknisse der Menschenwelt in ihrem fröhlichen Stündchen dar und selbst den unbändigsten Ideen, Laster, Vernichtung u. a. m., lauscht er eine schwache Seite ab. Zu Raimund's gelungendsten Stücken dieser Art zähle ich „Moisasur's Zauberfluch," ein sogenanntes „großes tragisch-komisches Original-Zauberspiel," wozu die Fabel ohngefähr folgende ist.

Alzinde, Gemahlin Hoanghu's, Beherrschers des Diamantenreichs (welches man als in Indien liegend annehmen muß), hat — während eines Feldzugs, den ihr Gatte in fernen Landen unternimmt — daheim die Altäre gestürzt, welche die Furcht des Volkes dem Dämon des Uebels, Moisasur genannt, setzte, und dafür dem Genius der Tugend allein einen Tempel gegründet, weil sie nur

letztere Eigenschaft noch anerkennen will. Ergrimmt hierüber, belegt Moisasur ihr Land mit dem Fluche, daß alles Lebende darin versteinen muß; die Priester des neuen Tugendtempels müssen den Anfang machen; Alzinden aber raubt er ihre jugendliche Gestalt und ihre Schönheit, sie wird mit einem Male alt, runzelig und häßlich, zugleich auch ertheilt er ihr die jammerreiche Eigenschaft, daß sie nur *diamantne Thränen* vergießen kann. Hierauf läßt er sie vom Sturmwinde packen, und sie weit, weit aus ihrem im warmen Indien gelegenen Wunderreiche hinaus in das rauhe Europa, und zwar in die Gegend der Alpen schleudern, wo dieselbe, arm, entstellt, veraltet, dem Elende wie der Unwissenheit ihres Zustandes preisgegeben, wieder auftritt. Vorher aber legt er — da seine eignen dienstbaren Geister ihm ins Gedächtniß rufen, daß jedem Fluche auch die Bedingungen der Lösung beigegeben werden müssen, wenn er Kraft und Wirksamkeit erlangen soll — das Gelübde ab, daß diese Verwünschung nicht eher enden solle, bis Alzinde im Arme des *Todes* Thränen der *Freude* vergießen werde. Die unglückliche Königin betritt, entblößt von Allem, ein weit entlegenes, nie gesehenes Land; ein Blick in den nahen Quell zeigt ihr die Veränderung ihrer einst so huldreichen Gestalt und den ganzen Umfang ihres Jammers. Der Hunger zwingt sie endlich, an ein Bauernhaus zu klopfen, welches ein wohlhabender, aber über alle Begriffe habgieriger und betrügerischer Landmann bewohnt, Gluthahn genannt. Noch hängend an den Gewohnheiten Indiens und unbekannt mit

denen eines fremden Landes, spricht sie ihn um nichts weiter an, als um ein wenig Reis, um ihren Hunger zu stillen. Gluthahn lacht sie aus, daß sie, eine gewöhnliche Bettlerin, gleich so bestimmt angebe, was sie zu essen verlange, und just Anspruch auf ein Gericht mache, welches, wie Reis, bei ihm nur auf dem Festtagstische zu sehen sey. Sie fürchtet, daß sie schon zu viel verlangt habe, und bittet nur um ein Stückchen Zucker. Die Verwunderung des hartherzigen Bauern wächst. „Zucker!" meint er — „ein Essen, welches ich selbst noch nicht in den Mund bekommen habe? Nimm Dich in Acht, daß ich Dir nicht Zucker gebe!" — Hohnlachend verläßt er sie, und Alcinde wirft sich zerknirscht auf den Boden nieder.

So finden sie Hans, ein armer Steinbrecher, und dessen Weib Mirzel, welche Gluthahns Hause gegenüber ihre Hütte haben. Mitleidig fragen sie die Unglückliche nach der Ursache ihres Kummers, Alcinde faßt Vertrauen zu den theilnehmenden Menschen, sie erzählt ihnen ihre einstige Größe und den Hergang ihres jetzigen Elendes, sie verschweigt ihnen auch den Umstand nicht, daß sie diamantene Thränen weine. Begierig verschlingt Gluthahn, welcher aus seinem Fenster heraus Alcinden in dieser Mittheilung belauscht, jedes ihrer Worte; Letztere aber wird von Hans freundlich in seine Hütte geladen, und uneingedenk des reichen Gewinnes, der aus ihren diamantenen Thränen ihm erwachsen kann, verspricht er ihr aus reiner, uneigennütziger Menschenliebe seinen Schutz. Er räumt Alcinden seine Hütte ein und geht mit seinem Weibe wieder

auf Arbeit. Sogleich will sich Gluthahn hineinschleichen, findet aber die Thüre verriegelt. Er muß daher seine Zuflucht zur Verstellung nehmen, schmeichelnd ruft er Alcinden an's Fenster, bittet sie wegen seines vorherigen rauhen Benehmens um Verzeihung, weil er verdrießlicher und aufbrausender Natur, sonst aber ein ehrlicher Kerl sey und namentlich „a guads Hearz" habe, eine Versicherung, die er fast nach jedem Worte von sich giebt. Alcinde durchschaut den Falschen, sie giebt ihm dieß deutlich zu verstehen und öffnet nicht. Den Elenden packt, als er seinen Plan mißglücken sieht, wüthiger Grimm, er zerschlägt die Fenster der Hütte, besinnt sich aber plötzlich eines Bessern, stellt sich vor Aerger erschöpft, taumelt zurück, röchelt gleich einem Sterbenden und sinkt endlich wie leblos zu Boden. Alcindens Mitleid ist stärker, als ihr Mißtrauen, sie verläßt die Hütte, um den scheinbar Sterbenden zu Hülfe zu kommen; kaum aber wird dieser ihrer ansichtig, so packt er sie trotz alles Widersträubens, zerrt sie nach seinem Wagen und fährt mit ihr im stärksten Galopp davon. Er schleppt die Bedauernswürdige geradesweges zu einem Juwelenhändler nach Alpenmarkt, erzählt demselben, daß er dieses Weib am Wege liegend gefunden und somit gerechte Ansprüche auf dessen Besitz habe, bemerkt ihm zugleich die seltene Eigenschaft seiner Sclavin, nämlich diamantene Thränen zu weinen und bietet ihm, während er durch verstohlene Drohungen Alcinden Schweigen aufzuerlegen sucht, das ganze Weib zum Verkauf an. Durch allerhand bittere Worte, durch Schmähungen ihres Gesichts

strebt er Alcinden zum Weinen zu bringen, um den Juwelenhändler einen sichtlichen Beweis der diamantnen Thränen zu geben, ja als diese Kränkungen demohngeachtet nicht fruchten wollen, schreitet er sogar zu thätlichen Mißhandlungen, was selbst den über den ganzen Vorfall höchlich erstaunten Juwelenhändler dergestalt empört, daß er nach Gerichtspersonen schickt und Gluthahn wie Alcinden festnehmen läßt. Hierauf beginnt nun eine Scene eigenthümlicher Art. Alcinde, elend, verarmt und ihrer Schönheit wie ihrer Jugend beraubt, fühlt sich, ihren einfältigen Richtern gegenüber, wieder Königin; sie spricht edelstolze Worte voll wahren Fluges und poetischer Begeisterung; natürlich verstehen sie die Richter nicht, besonders da sie sich immer auf ihr früheres Verhältniß als Herrscherin, auf ihre Größe, ihre Jugend und Schönheit bezieht, und Gluthahns Schlauheit benutzt diese Verwirrung, indem er sie vergrößern hilft, und Alcinden als verrückt zu schildern sucht. Wir sehen also auf der einen Seite eine Königin ohne Land, entblößt von Allem, auf der andern verdutzte Richter, und inmitten Beider einen durchtriebenen Fuchs, welcher durch gemeinen Scharfsinn, durch trockene Naivetät die hochfliegenden Reden der Königin meist im Entstehen frivolisirt. Die Untersuchung endigt damit, daß man Alcinden für eine Hexe erkennt, ihr bestimmte Hoffnungen auf den Scheiterhaufen ertheilt, und sie in den Kerker zurückführen läßt. —

Mittlerweile kehrt Hoanghu, Alcindens Gatte, siegreich aus dem Kriege zurück. Voll zärtlicher Ungeduld

und durch einen Traum geängstigt, verspricht er dem Boten, welcher am schnellsten seiner Gattin die Nachricht seiner glücklichen Ankunft bringen werde, große Belohnung. Ein schneller Läufer macht sich auf den Weg, um sich diesen Lohn zu verdienen; wenige Schritte vor der Gränze des Diamantenreiches aber trifft er seine neugierige und geschwätzige Frau, welche ihn nicht eher weiter lassen will, bis er ihr ausführlich die Ursache seines schnellen Laufes mitgetheilt habe. Es kommt darüber endlich zu einem Handgemenge zwischen Beiden, die verkaute Frau wird von ihm einige Schritte vorwärts geschleudert, berührt dadurch die Gränze des von Moisasur verfluchten Diamantenreiches und wird augenblicklich zu Stein. Den Boten selbst warnt eine Stimme, weiter zu gehen. Hoangu langt hierauf in Person an, ihm tritt der Genius der Tugend entgegen und eröffnet ihn den Zusammenhang, wie auch die Möglichkeit der Lösung des Fluches durch Treue bis zum Tode und unverbrüchliche Tugend. Der Genius der Tugend macht eigends in dieser Angelegenheit einen Gang in das Reich der Vergänglichkeit und nimmt, in einer höchst phantastisch aufgestutzten Scene, Rücksprache mit dem Tode, welcher hierauf Alcinden, nachdem diese ihn freiwillig herbeigewünscht hat, in ihrem Kerker aufsucht und sie beredet, ihm, den sie wohl kennt, zum ewigen Frieden zu folgen. Die von so schwerem Jammer Niedergedrückte will ihm mit Freuden Gehorsam leisten. Hoanghou, vom Genius der Tugend geleitet, findet seine geliebte Gattin von der Hand des Todes festgehalten, er verschmen-

det seine Beredtsamkeit an dem kalten Würger verge-bens, auch Alcinde versucht umsonst, sich ihm wieder zu entwinden. Hoanghu bietet sich selbst zum Opfer für seine Gattin an, und seine starke Treue, die sich nicht vom Verfall der Jugend und Schönheit zurückschrecken läßt, rührt Alcindens Herz so mächtig, daß sie im Arme des Todes Thränen der Freude vergießt.

Da muß der Alles Mordende von ihr ablassen, die Tugend hat siegreich den Tod überwunden, Moisasur's Zauberfluch ist gelöset, er muß knirrschend das Diamantenreich räumen, und — wieder verjüngt, in ihre frühere schöne Gestalt zurückgekehrt — wird Alcinde zum zweiten Male dem beglückten Hoanghu durch die Tugend vermählt. — Dieß ist nur das bleiche Gerippe der Handlung, die in vielfachen Doppelspielen, in den gewagtesten, aber nicht unglücklichen Contrasten, durch ihre an's Seltsame streifende Eigenthümlichkeit das Interesse des Zuschauers fortwährend zu spannen weiß, selbst wenn Letzterer die Nichtigkeit der darin waltenden Motive mit klaren Sinnen begreift.

Noch tiefer aus dem Grunde des phantastischen Humors geschöpft ist ein zweites Zauberspiel Raimund's: „die gefesselte Phantasie." — Die Königin der Gesangsinsel verschmäht die Werbungen edler Fürsten und Prinzen und verspricht dagegen öffentlich ihre Hand demjenigen, welcher sie am herrlichsten zu besingen wissen wird. In diese frohen Mittheilungen, welche die Gesangkönigin ihren Unterthanen macht, kommt plötzlich eine böse Unter-

brechung; man bringt nämlich die Nachricht, daß die zwei verrufenen Zauberschwestern im Anzuge sind und im Begriff stehen, sich auf der friedlichen Gesangsinsel niederzulassen. Diese Botschaft veranlaßt allgemeines Entsetzen, denn die guten Bewohner der Gesangsinsel sind etwas feiger Natur, und die Zauberschwestern stehen in dem bösen Rufe, daß sie das Land um sich durch wilde Zauberbestien verheeren lassen und Rede und Antwort nur in vergifteten Pfeilen zu ertheilen pflegen. Man beschließt, ihnen einen Abgeordneten entgegenzusenden, um sie nach der Ursache und der Absicht ihres Besuches fragen zu lassen, aber Keiner hat den Muth, sich dazu herzugeben. Ein prahlerischer Poet, welcher durch seinen Gesang die Königin zu erbeuten hofft, unternimmt endlich das Wagstück, allein die Zauberschwestern empfangen ihn mit einer Salve von vergifteten Pfeilen, einer derselben durchbohrt ihm die Wade, er läuft ellend und unverrichteter Sache zurück, doch haben dießmal seine falschen Waden ihm das Leben gerettet. Zornschnaubend nahen hierauf die Zauberschwestern selbst, die Gesangskönigin setzt unerschrocken sie zur Rede, und ergrimmt wollen die Unholdinnen sie tödten, begnügen sich aber zuletzt damit, ihr furchtbare Rache zu schwören und vor ihren Augen zuvörderst die blühende Gesangsinsel in ein wüstes, scheußliches Klippenthal zu verwandeln. —

Unter den zahlreichen Anbetern, welche die Gesangskönigin umgeben, zeichnet sie einen jungen Sänger von unbekannter Abkunft aus; ja Beide gerathen endlich mit einander in ein förmliches Liebesverhältniß, und eben weil

er ein Meister im Gesang ist, hat sie erklärt, dem angehören zu wollen, der sie am würdigsten zu besingen wisse, da sie sich überzeugt hält, daß kein Anderer dieß bestimmter zu vollbringen vermag, als der Geliebte. Wie er in einem Selbstgespräche verräth, ist er, ohne daß die Königin davon weiß, ein grosser Königssohn; er ruft die Phantasie an, ihm Beistand zu leisten, um die Geliebte sich zu ersingen, und wird unbewußt von den Zauberschwestern belauscht. Diese Ausgeburten der Nacht haben sich nie erklären können, was eigentlich die Dichter begeistere und ihnen Gedanken einflöße, jetzt wissen sie, es ist die Phantasie, und beschließen demnach, dieselbe zu fangen. Wirklich läßt sich kurz darauf die Phantasie aus einer rosenfarbenen Wolke auf die Gesangsinsel nieder, trotz ihrer Flügel wird sie von den Zauberschwestern festgenommen und gefesselt hinweggeführt. Die Unholdinnen haben nichts Anderes im Sinne, als das Non plus ultra männlicher Häßlichkeit aufzusuchen; die Phantasie zu zwingen, einer solchen Mißgeburt ein Lied zu Ehren der Gesangskönigin zu dictiren und Letztere dadurch zu verpflichten, einem dergleichen Manne, ihrem Gelübde gemäß, die Hand zu reichen. Das Exemplar eines solchen Mannes ist bald aufgefunden; ein fahrender Harfenist, ein Muster von Häßlichkeit und Unverschämtheit, wird mitten aus dem Bierhause, wo er eben Proben seiner Kunst ablegt und es gewöhnlichermaßen darüber zu Händeln kommt, unter Blitz und Donner von den Zauberschwestern entführt. Diese versprechen ihm die Hand der Gesangskönigin und schicken

ihn, in prachtvolle Kleider gezwängt, als Musikant an den Hof derselben, um dort unter die Wettsänger sich zu stellen und die Hand der Herrscherin sich zu ersingen. Sein tölpisches Benehmen führt bei Hofe natürlich zu interessanten Scenen. So fragt er z. B. den witzigsten Hofnarren nach seinem Namen. Dieser antwortet, er heiße Muh. „Ein recht hübscher Name!" — bemerkt der Harfenist — „besonders so bequem, daß ihn jeder Ochse aussprechen kann." Und der Hofnarr erwiedert: „allerdings, ich habe aber diesen Namen sogar schon von Eseln aussprechen hören." — Als ferner die Gesangskönigin eine schwülstige Parallele zwischen einem Baumeister und einem Dichter deklamirt, die Verse mit Baustoff vergleicht, aus welchem die Dichtkunst ihre stolzen Gebäude aufführe, unterbricht sie der Harfenist und versichert, daß er keine Aehnlichkeit, wohl aber einen namhaften Unterschied zwischen einem Dichter und einem Baumeister kenne, nämlich Ersterem sey es eine Ehre, und Letzterem eine Schande, wenn ihnen etwas einfalle. — Die Gesangskönigin begreift kaum, wie ein solches Machwerk die Frechheit besitzen könne, den Wettgesang um sie einzugehen; da dieß jedoch einem Jeden freisteht, so muß sie sich schon darein fügen und verlacht den Thoren im Stillen. Die Zauberschwestern aber fesseln erbarmungslos die weinende Phantasie, welche vom Dichter duftig und kindisch-launenhaft gezeichnet dasteht, an einen Schreibtisch und tragen dem Harfenisten auf, die schöne Gefesselte mit aller Gewalt zu nöthigen, daß sie ihm eine erhabene Ode auf die Gesangs-

königin dictire. Diese Scene giebt natürlich manches frappante und verwirrungsreiche Situationen, die Phantasie verwünscht weinend ihre Peiniger, und der Hasenkiß martert sich, Alles, was sie im Zorne spricht, nachzuschreiben, ohne einen Sinn darin zu finden.

Ein Coup erster Art unterbricht diese Verwirrungen. Apollo selbst nimmt sich nämlich der durch schimpfliche Bande gequälten Phantasie an, sein Blitz sprengt ihre Ketten, das geflügelte Himmelskind fühlt sich wieder frei und eilt jauchzend davon.

Der große Tag, an welchem dem Sängersieger die Hand der Gesangskönigin werden soll, ist mittlerweile erschienen; die Poeten, unter ihnen auch der unbekannte fürstliche Sänger, sind versammelt, aber o Wunder! Alle klagen sie einander gegenseitig, daß ihnen Flug und Gedanken fehlen und daß, mit einem Worte, die Phantasie aufgehört hat, ihnen Beistand zu leisten. Der fürstliche Begünstigte der Gesangskönigin bittet Letztere dringend, die Entscheidung über ihre Hand zu vertagen, weil es ihm heute nicht möglich sey, ein Lied, sey es auch zu ihrem Preise, anstimmen zu können.

Die Sache ist jedoch nicht mehr rückgängig zu machen, und die Verzweiflung der umsonst nach Gedanken haschenden, von der Phantasie verlassenen Poeten giebt ebenfalls Veranlassung zu ergötzlichen Auftritten. Der häßliche Hasenkiß tritt frech in den Kreis; zwar hat er der Phantasie nichts ablauschen können, aber ein Lied, welches er früher auf irgend einen andern, ganz verschiedenartigen

Gegenstand oft abgesungen, weiß er jetzt mit einigen Veränderungen auf die Gesangskönigin anzuwenden; wirklich singt er es ab, und so schlecht wie es ist, müssen die übrigen Poeten doch selbst ihm zugestehen, daß sie für heute nicht einmal ein Lied zu Stande bringen könnten, welches auch nur dem seinigen gleich zu stellen wäre. Die Zauberschwestern, in Priesterkleider gehüllt, erinnern daher die Gesangskönigin an ihr Gelübde, und trotz ihres Abscheues ist sie schon nahe daran, dem scheußlichen Harfenisten ihre Hand reichen zu müssen, als die befreiete Phantasie hergesprungen kommt. Kaum wird man ihrer ansichtig, so rühren sich urplötzlich die vorher ausgetrockneten Poetenadern; der ungekannte Prinz aber, der Einziggeliebte der Gesangskönigin, tritt begeistert hervor und spricht ein Lied zum Preise der Letztern, worin er zugleich seine wahre Abkunft und seine heimliche Werbung offenbar werden läßt. Die übrigen Wettsänger verstummen vor solchem Fluge und solcher Poesie, obschon Einer derselben heimlich viel Fehler in dem Liede wahrnehmen will. Der Sieg wird also dem königlichen Sänger zuerkannt, Apollo selbst kommt, ihn zu krönen, die in ein Klippenthal verwandelte Gesangsinsel erhält ihre vorige Schönheit wieder, die bösen Zauberschwestern aber versinken auf immer in Nacht und Abgrund, woher sie kamen, und die gequälten Poeten lernen wieder dichten. —

In diesem, wie in dem vorerwähnten Stücke fehlt es natürlich nicht an pompösem Hofstaate, an Kriegern, Geistern, Volke, Schatten, Traumgestalten, Tänzern und

sonstigem Zubehör, an Fahrten durch die Luft und andern hierzu erforderlichen Blend= und Zauberwerken. —

Ferdinand Raimund hat, wie man sieht, sich eine ziemlich neue und, wenn auch nicht gerade zur Nachahmung zu empfehlende, doch glückliche Bahn gebrochen, indem er rein allegorische Figuren dramatisirte und ihnen, wie z. B. dem Bösen, der Tugend, der Vergänglichkeit, der Phantasie ꝛc. Fleisch und Blut gab. Der Tadel wäre hier zu leicht und fände überall zu viele Stützpunkte, als daß man denselben besonders ausführen dürfte. Zudem sind, wie schon weiter oben bemerkt, seine Stücke so sichtliche Ausgeburten einer offenbaren Ironie einer oft unnatürlich wilden Lustigkeit, daß sich schwer ein bestimmter Maßstab daran legen läßt. Er entkleidet keck diese duftig=allegorischen Figuren, wie namentlich die Phantasie, ihrer gottähnlichen Unsichtbarkeit, ihres erhabenen Geheimnisses, und stellt sie mit pathetischem Adel mitten in den niedrigsten Bilderwirbel, ja in die tollsten Fratzen des Erdenlebens hinein. Seine fabelhaft=grausamen Zauberschwestern achten es nicht zu gering, in eine grundgemeine Bierkneipe hineinzutauchen, um einen dumm=dreisten Harfenisten zu entführen, unter dessen groben Mißhandlungen sich später die göttliche Phantasie windet und der mit plumper Zuverlässigkeit die hohe, schöne Gesangkönigin seine Braut nennt. — Die stolze Königin des glänzenden Diamantenreiches wird von einem schurkischen, habsüchtigen Bauer auf empörende Weise indignirt, von brutalen und befangenen Richtern verhört; kurz Raimund's

schmerzlicher Spott frivolisirt Alles, das Schönste wie das Erhabenste. Das herrlichste Noli me tangere des Dichterhimmels pflanzt er so zu sagen in die Düngerbeete des gemeinsten irdischen Treibens; von dem verschleierten Bilde zu Sais reißt er verwegen den ewigen Schleier und stellt es in seiner zürnenden Götterschaam nackt auf den offenen Markt vor ungewaschene Augen, kurz nichts ist ihm zu heilig, als daß nicht sein verzweifelter Hohn es aus seiner Höhe herabzerren und in den niedrigsten Erdenstaub zwingen möchte.

Dieses fieberliche Streben, selbst das Schönste, Ueberschwenglichste zu entzaubern und zu profanisiren, ist sicher die Ausgeburt eines schmerzlich zerfallenen Gemüths; diese halb heilig-ernsten, halb läppisch-widrigen Zaubergestalten sind — ich müßte mich sehr irren — nur aus der Tiefe eines wildzerrissenen Dichtergeistes hervorgegangen, und wirklich soll Ferdinand Raimund, den ich nicht persönlich kennen lernte, in seiner wahren Natur schwermüthig und verschlossen seyn.

Just die Ironie ist es, welche, wie ich schon früher einmal Gelegenheit zu bemerken fand, am liebsten Feen- und Zaubermährchen für Puppen- und Possenspiele wählt; denn die Erscheinungen eines einfach-niedern Lebens, mit welchen unerwartet ein bunter Zauberhimmel voller Luftfahrten, Verwandlungen und andern übersinnlichen Gaukeleien in den tollsten Conflict kommt, führen zu bizarren Contrasten; mitten in dem duftig dünnen Flore der Zauberwelt sehen wir die plumpen schwerfälligen Gestalten des

wirklichen Lebens hangen, und die Nähe des Alltäglichen hebt am ersten die Natur des Wunderbaren auf. Raimund schüttelt den Duft der Mährchenwelt, den Aetherglanz der Dichtung mit der groben plumpen Masse der Wirklichkeit durch einander, und der halblichte, halbtrübe Wolken, der daraus entsteht, ist der Farbenton seiner wunderbaren Ironie, die sich oft in glänzenden Bildern, in wahrhaft poetischen Ergüssen und treffenden Witzworten ausspricht, im Ganzen aber freilich der Klarheit, Bestimmtheit und Rundung entbehrt.

Als *darstellender Künstler* ist Raimund mehr ein wahrhafter und geübter Maler menschlicher *Launen*, als menschlicher *Leidenschaften* zu nennen. Er ergreift jeden Charakter in seinen bezeichnendsten Momenten höchst richtig, denn komische und ernste Natur steht ihm gleich sehr zu Gebote; doch zweifle ich, daß er zu einem ausgeführten eigentlichen Charakterbilde die Ausdauer und die Kraft besitze. Er ist weit mehr mimischer *Humorist*, als *Komiker*. — Unter den Leistungen, welche ich während meines Aufenthaltes in Wien von ihm sah, zähle ich die des Gluthahn in seinem Zauberspiele: „Moisasur's Zauberfluch", zu den gelungensten. Diese Wahrheit in Ton und Geberde, dieses schlangenähnliche Winden der Rede in niedern und plumpen Worten, dieser gewandte Geist in dem schwerfälligen Leibe eines ergrauten Bauern, alles dieß war von ihm berücksichtigt, und er wußte es auf das Treueste darzustellen. — Auch sein Menschenfeind in dem ebenfalls von ihm verfaßten, auch in Dresden zur

Aufführung gekommenen Zauberspiele: „der Alpenkönig und der Menschenfeind", welches jedoch unter allen übrigen der Wirklichkeit noch am nahsten steht, enthält viel Gelungenes; nur läßt er, meines Bedünkens, in den ersten Scenen zu sehr den Zweck aus dem Auge, ich meine die Selbstpersifflage des Menschenfeindes, er läßt ihn zu trocken, ja zu natürlich erscheinen, während nur dadurch, daß er ihn in's Uebertriebene, Carikirte zieht, der Menschenfeind in ein Spektakelstück dieser Art, wo von keiner unmittelbaren Charakterdurchführung die Rede seyn kann, passen will. — Ein anderes, in Wien ebenfalls mit vielem Beifalle aufgenommenes Zauberspiel Raimund's: „der Diamant des Geisterkönigs", stelle ich in seiner Anlage, wie in seinem Gehalte, weit hinter dessen andere Productionen zurück, denn es entbehrt vor Allem der Frische und des heitern Leben.

Außerdem machen noch Bäuerle's Staberliaden viel Glück an der Wien. Steht Bäuerle in seinen Lustspielen und Possen Ferdinand Raimund im schlagenden Wortwitze nach, so übertrifft er denselben wiederum in der Composition wahrhaft witziger Scenen, die mit seltener Umsicht auf den komischen Effekt berechnet sind, und wovon sich in der „falschen Catalani", den „Bürgern in Wien", „Staberls Reiseabentheuern" und andern Lustspielen dieses überall gern gesehenen Vaudevilledichters, wirklich eine Fülle vorfindet. Meines Wissens ist Bäuerle der eigentliche Erfinder des Staberl, er hat ihn zuerst auf die Bühne gebracht und dieselbe dadurch um eine, er-

göttliche und vielseitig zu variirende Figur reicher gemacht; denn ohnstreitig ist der Charakter des Staberl, in welchem sich Dummpfiffigkeit, Gutherzigkeit und unschuldige Spitzbüberei mit der lustigsten Eitelkeit paaren, originell und drastisch angelegt und für den Komiker von dankbarem Erfolge. In Auffassung volksthümlicher Gewohnheiten, städtischen Tones und zeitgemäßer Bilder, stehen Bäuerle unbestreitbare Vorzüge zu, und durch glückliche Behandlung österreichischer Lokalwitze und Tageserscheinungen weiß er seinen Stücken einen besondern Reiz der buntesten Mannigfaltigkeit und heiterer, oft übersprudelnder Lebensfülle zu verleihen. Raimund ist formen-, Bäuerle farbenreicher, und die praktische Bühnenkenntniß Beider läßt sie einen gewissen theatralischen Takt festhalten, welche ihren Stücken bei der Aufführung sehr zu Statten kommt und die manchem jüngern Lustspieldichter von Talent anzuwünschen wäre. —

Für das Fach der Parodieen, welches in Paris und Wien einen wesentlichen Rang bekleidet, ist Meisl da, den die Dresdner durch sein Zauberspiel: „der rosenfarbene Geist", und wohl noch durch andere ähnliche Erzeugnisse kennen gelernt haben. Von Witz scheint mir in seinen Stücken wenig die Rede, allein es ist so vieles tolle, kunterbunte Gezeug darin, welches oft wider Willen zum Lachen zwingt, daß nach dem Witze eigentlich auch gar keine Nachfrage ist und man den Mangel desselben gar nicht bemerken mag. Meisl besitzt eine gewisse Fertigkeit, gefälligen Unsinn und lustige Verstandeslosigkeit

so bunt durcheinander zu schieben, daß es wenigstens ein launiges Puppenspiel abgiebt, welches in der Darstellung durch menschliche Künstler bizarre Extreme und Contraste herbeiführt, die meist zugleich auch das Zwerchfell in Contribution setzen. Irre ich nicht, so ist derselbe auch Verfasser der bekannten, in Wien mit außerordentlichem Glück aufgenommenen Parodie: „Othellerl, der Mohr von Wien“, dessen Inhalt, des Scherzes halber, hier flüchtig angedeutet werde. —

Othellerl, ein herrschaftlicher Mohr, liebt Desdemonerl, die Tochter des ebenfalls bei seinem Herrn dienenden Hausmanns, welcher ihm spinnefeind ist und nicht ahnen darf, daß seine Tochter dem „pechschwarzen Mohren“ Gegenliebe schenkt. Othellerl sieht sich daher zu dem Wagstück getrieben, sich heimlich mit seiner geliebten Desdemonerl trauen zu lassen; „zur Feier seiner heimlichen Vermählung in einem öffentlichen Wirthshause“, hat er eine Menge Freunde und Bekannte eingeladen, welche mit Gut und Blut bereit stehen, es Desdemonerl's Vater derb und tüchtig einzureiben, daß er Othellerl seine Einwilligung vorenthält; dieser aber, edelmüthig, verweiset ihnen dieß und mahnt sie zu bedenken, „daß der Grobian jetzt sein Schwiegervater sey“ und daher Achtung verdiene. Dagegen gesteht er im Beiseyn der Gäste der Desdemonerl seine horrend eifersüchtige Natur und bittet sie flehentlich, dieselbe nie zu reizen. Zugleich verehrt er ihr ein seidenes „Schneuztüchel“, dessen höchst merkwürdigen Ursprung er historisch erläutert, und ermahnt sie, solches

heilig zu wahren, weil, so lange dasselbe in ihren Händen, er sich von ihr geliebt glaube; sollte sie dagegen selbiges jemals durch Unbedacht verlieren, so würde er dieß als den Treubruch ihrer Liebe ansehen und nichts könne sie dann vor seinem Mohrengrimme schützen. Zufällig sieht Desdemonerl während dieses Gesprächs irgend wohin; Othellerl bemerkt dieß, schon schnürt ihm die Eifersucht die Kehle, er befiehlt ihr, jederzeit nur ihn anzusehen, ras't sich in seiner verrückten Eifersucht erst aus, wird dann mit einem Male wieder sanftmüthig und schmelzend, und endigt durch das oft wiederkehrende Sühneworte „verzeih', Desdemonerl, ich war heftig! — Othellerl hat, wie jedes über dem Gemeinen stehende Gemüth, Feinde; sein an Desdemonerl gemachtes Glück, die von seinem Herrn ihm gewordene Ausstattung von hundert Gulden W. W., Alles dieß zieht ihm Neider zu; namentlich streben einige andere herrschaftliche Bediente, unter ihnen besonders ein gewisser Jackerl (Jago), ihm einen Streich zu spielen. Sie stecken es Desdemonerl's Vater, daß, wider seinen Willen, Othellerl heimlich der Gatte seiner Tochter sey; der grobe Hausmann wüthet über diese Nachricht; in seinem Grimme ruft er alle ihm befreundete Hausleute und Portiers zusammen, welche ihm einstimmig ihren Beistand zusagen, um Othellerl zu bläuen. Von Desdemonerl's Vater angeführt, dringen sie in des Mohren Stube, dieser wirft mit Löwenmuthe drei von ihnen auf die andern, springt mit einem grotesken Satze auf seinen schlagfertigen Schwiegervater los, reißt ihn um, thut ihm jedoch

weiter kein Leides, sondern hilft ihm selbst wieder in die Höhe, und, nebst Desdemonerl vor ihm niederknieend, bitten er ihn demüthigst, ihren Bund zu segnen. Othellerl's Herr, ja selbst die Portiers, welche ihn erst prügeln wollten, werden durch seine Beredtsamkeit gerührt, sie vereinigen ihre Bitten mit den seinigen, und das von so vielen Seiten bestürmte Hausmannsherz kann diesem allgemeinen Flehen nicht länger Widerstand leisten, sondern er verzeiht und gibt seinen Segen. —

Unter seinen Hausfreunden zählt Othellerl auch einen gewissen Cassio, einen eben so gutmüthigen als jederzeit von Grund aus benebelten Barbier, der sich wiederholter Weise über sein vielfaches Malheur, namentlich über seine schwache Natur zu beklagen pflegt, weil — sobald er allenfalls fünf bis sechs Maßel „drunken" hat — er sich berauscht fühlt und kaum noch etwas mehr vertragen kann. Derselbe kommt Desdemonerl in ihrem neuen Ehestande zu besuchen, und wird dort von einer vornehmen und reichen Wäscherin angetroffen, welche überhaupt ein Auge auf ihn hat und nun gegen Desdemonerl in gewaltige Eifersucht geräth. Letztere hat ihr das verhängnißvolle Schneuztüchel in die Wäsche gegeben, die Wäscherin kann sich eben nicht darauf besinnen; Desdemonerl verräth in der Verzweiflung die Bedeutung dieses Tuches, und Jene sieht nun hier die beste Gelegenheit, an ihrer eingebildeten Nebenbuhlerin Rache zu nehmen, sie läugnet daher derselben das Schneuztüchel rund ab und überläßt sie ihrer Verzweiflung. Jackerl und dessen Spießgesellen reden in-

zwischen Othellerl ein, seine Frau stehe mit Cassio in einem geheimen Liebesverhältnisse: er rast; zugleich erfährt er auch den Verlust des fatalen Schneuztüchels, und nun ist Desdemonerl's Tod von ihm beschlossen. Derselben ahnet auch nichts Gutes, ja sie verfällt sogar in eine Art von Wahnsinn und pfeift im Paroxismus allerliebste Variationen. Sie zu trösten, kommt ihr Vater noch bei später Nachtzeit zu ihr, sie beklagen Beide Othellerl's verrückte und lebensgefährliche Eifersucht, Desdemonerl läuft zuletzt vor Angst fort, ihr Vater aber, welcher sich müde und schläfrig fühlt, entkleidet sich und zieht dafür den Nachtjänker seiner Tochter an, womit er sich in deren Bette legt.

Jetzt erscheint Othellerl im Nachtkleide, eine weiße Nachtmütze auf dem schwarzen Kopfe, in der Absicht, Desdemonerl zu morden. Er hat ein Federmesser zum Werkzeuge dieser That ausersehen und schwimmt in Thränen, weil just die geliebte Desdemonerl, die er jetzt malgré lui tödten muß, damit manchem „Händel“ die Kehle abgeschnitten hat. Er monologisirt sehr ernsthaft über seine zärtliche Liebe zu Desdemonerl und über die harte Nothwendigkeit, der theuern Ungetreuen die Kehle durchbohren zu müssen, rennt während seines schauderhaften Monologs in der Finsterniß oft gegen Stühle und Tische, und fährt, als er den Hausmann draußen im Bette „schnaufen“ hört, schmerzhaft zusammen: doch lauscht er hinschmelzend, in Wehmuth diesem Tone, welchen er von Desdemonerl ausgegangen glaubt, und schwärmt begeistert darüber, „wie

fuß sie schnarcht." — Als er endlich die so kläglich erwogene Mordthat vollführen will und sich deshalb in Desdemonerl's Schlafkabinet begibt, wird er von seinem dort ruhenden Schwiegerpapa, der ihn in seinen lebensbedrohlichen Reden belauscht hat, mit tüchtigen Püffen empfangen. Zugleich laufen auch günstige Nachrichten ein; Cassio hat nämlich der Wäscherin feierlichst seine Hand angetragen, weil dieselbe ihn auf ihre Kosten zum „Viechdokter" creiren lassen will, somit wird auch das unglückselige „Schneuztüachl" der geängstigten Desdemonerl ohne weiteres wieder eingehändigt. Othellerl aber fühlt sich durch die letzte eindringliche Lection seines Schwiegervaters von seiner Eifersucht geheilt, und ein allgemeiner Jubel und Tanz im Prater, dessen Carousels und Schaukeln man in voller Bewegung erblickt, beschließt die vorherigen Gräuelscenen. —

Diese an sich allerdings ziemlich matte Parodie riß — ich muß es zu meinem Erröthen gestehen — mich dennoch dergestalt in's Lachen hinein, daß ich mich über mich selbst verwundern mußte. Carl's, des Directors, tolle Laune, als Othellerl, muß freilich diese ganze Posse erst genießbar machen, und obgleich er dieser Figur jeden, auch den letzten Funken von Wahrheit und Natur entzieht, so verliert der Zuschauer demohngeachtet nichts dabei, vielmehr kommt es dem Zwerchfell offenbar zu Gute. Ich möchte sagen, Carl behandelt in dieser Rolle sich selbst als Marionette, er zieht sich wie an unsichtbaren Fädchen zu den tollsten unnatürlichsten Sprüngen und

Stellungen herum, die Gewandtheit seiner Glieder streift an's Unglaubliche. Sein jähes Ueberspringen von den wüthigsten Ausbrüchen seines Eifersuchts-Paroxismus zu der schmeichelndsten Versöhnung und Zärtlichkeit ist lustig; besonders ergötzlich ist die ächt puppenhafte Grandezza, welche er in seinen Mohren legt und wodurch er augenscheinlich die geschraubten Stellungen und Geberden unserer tragischen Heldenspieler persiflirt; wirklich war es mir, als sähe ich die lebende Parodie des Dresdner Carl Devrient vor mir, der in Wien bekanntermaßen schlechtes Glück machte, denn ganz das Puppenhafte, das Widernatürliche in den äußern und innern Bewegungen dieses jungen Schauspielers fand ich in den lustig übertriebenen Seiltänzereien des Carl'schen Othello's wieder.

Carl ist zugleich weniger und zugleich mehr, als bloßer Komiker, er ist Buffo, nicht selten offenbarer Hanswurst, und der hauptsächlichste Theil seiner vis comica liegt in seinen wahrhaft verrückten Geberden und Sprüngen, in seinem rein karikirten und doch völlig ungezwungenen Gange und Wesen, in welchem Alles forcirt, Alles übertrieben und doch nichts gezwungen erscheint. Jede seiner Handbewegungen ist voll komischen Pathos, jedes Neigen des Hauptes schwülstig und bettelhaft, hochmüthig, kurz er ist eine personifizirte Parodie der tragischen Manier, und wer in ihm nicht mehr als einen bloßen Harlekin suchen wollte, würde ihm hartes Unrecht thun. Carl ist plastischer Satyriker, und statt in leicht verhallenden Worten, persiflirt er praktisch die Uebertreibungen, Unan-

ten und Angewohnheiten des tragischen Komödiantenwesens, der höhern Coulissenreisserei, und vermag durch diesen seinen lachlustigen, aber bittern, augenscheinlichen Spott vielleicht manches sich schon verirrende Talent von zu argen Fehlgriffen zurückzuschrecken; denn, wie auch Lavater sagt, die Karikatur ist ein Vergrößerungsglas für blöde Augen. Carl's Othellerl, Staberl, und einige andere seiner Figuren sind in der theatralischen Welt zur Berühmtheit gelangt. —

Besondere Erwähnung als wahrer und eigentlicher Lokalkomiker verdient Scholz. Sein tieferfaßter Nationalcharakter, dieser unübertrefflich bezeichnende Volksdialekt mit allen seinen natürlichen Feinheiten und Idiomen, diese behagliche Breite, dieser phlegmatische Humor, kurz Scholz's ganzes Spiel ist so unverkennbar aus der österreichischen Natur herausgegriffen, daß derselbe wohl der nationalste Komiker zu nennen sein dürfte, den es überhaupt jetzt geben mag. Kein anderer Komiker läßt sich so viel Zeit, als er; Sprache und Geberden tragen bei ihm ganz das Gepräge der faulen Bequemlichkeit, und während bei Andern seines Faches der Scherz dahergebraus't und gesprudelt und, aufleuchtend wie ein Blitz, just in der schnellen Zurückkehr zum Zustande der Ruhe seinen eigentlichen Effekt sucht, kommt Scholz's Humor bedächtig mit der Schneckenpost dahergefahren; selbst in seiner vollsten Entladung muß er sich zuweilen auf sich selbst besinnen; er kommt und geht so willenlos, daß er an keine Zeitbestimmung gebunden ist, und dennoch verfehlt er nie seine Wir-

lung. Bei ihm ist nirgends ein Haschen oder Vordrängen nach Effekt, sein Scherz spinnt sich, unangefeuert durch Beifall und ungeschreckt durch Kälte, in so fauler Gleichmäßigkeit fort, daß schon diese stoisch-komische Ruhe lustig wird. Aber nicht der burleske Kontrast des scheinbaren Widerwillens gegen das Lustigseyn ist es allein, was Scholz zum Komiker von Beruf macht: es ist seine ungeschwärzte Natur, seine fingirte Gedankenlosigkeit, welche die närrischesten Sachen von der Welt hinspricht und gleichsam zu zerstreut ist, um zu wissen, daß sie die Leute damit zu Lachen macht. Dieses Phlegma bleibt selbst seinen Trunkenbolden eigen, die er höchst treu und ergötzlich zu kopiren weiß. Hier ist von keinem Toben, von keinem Wüsten und Schreien die Rede, Scholz ist als Trunkenbold eben so faul und bedächtig, wie als Nüchterner, nur seine inneren Lebensgeister erscheinen im temperirten Zustande der Anspannung, und klopfen um weniges stärker an die körperliche Schranke, welche sich mit gewohnter Widerspenstigkeit vor ihnen spreizt; und just dieses innere, lebendigere Drängen bei hartnäckiger äußerer Kälte und Bedachtsamkeit bildet den lustigsten Kontrast von der Welt. Ich sah Scholz unter Andern in dem Lustspiele „Kunst und Natur" als betrunkenen Bedienten; das allmälige Steigen und Umsichgreifen des Rausches in dieser hölzernen Bedientennatur war meisterhaft nüancirt, und als die Macht des Weines endlich so weit gediehen war, daß er beim Einschlagen in die dargebotene Rechte seines Zuhörers fehl traf und dadurch aus dem Gleichgewichte

kam, als ihn sichtlich die Gedanken wirbelten, war er dennoch nach außen ruhig; und — abgesehen, daß er auf keinem Beine stehen konnte — ließ er selbst in der höchsten Betrunkenheit das Bestreben sichtbar werden, seinen Zustand zu bemänteln, was natürlich Veranlassung zu noch lustigern Situationen gab. Auch sein gemüthlicher Geisterkönig ist sehr launig und eigenthümlich gehalten.

Es wären demnach die beliebtesten drei Komiker des Theaters an der Wien: Ferdinand Raimund (welcher sich zu meiner Zeit nur als Gast an diesem Theater befand), Carl und Scholz, in der verschiedenartigen Richtung ihres Spieles einigermaßen charakterisirt; einem längern Umgange mit dieser Bühne muß es vorbehalten seyn, diese schwierige Parallele zu vervollkommnen und weiter auszudehnen.

An die ohngefähre Stelle der bekannten Dlle. Krones, welche unlängst das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte, ist — jedoch mit zweckdienlicher, bedeutender Milderung — Mad. Kneisel getreten, die im Fache der weiblichen Possen- und Vaudeville-, auch launigen Dialektrollen viel Verdienstliches hat, recht artig singt und mit vieler Laune und Lebendigkeit spielt. Ihre Desdemonerl, Zeilwirel (im „verwunschenen Prinzen") ꝛc. ꝛc. sind heiter-freundliche, das Zartgefühl keineswegs beleidigende Figuren; Naivetät und Natürlichkeit, die selbst über manchen Anstoß unbefangen hinwegzugehen wissen, unterstützen sie in ihren Leistungen.

Eine wirklich bedeutende Erscheinung in jenem Fache

romantischen Dramen und Spectakelstücken, für dasselbe; dem Theater an der Wien sich vorzugsweise interessirt, ist Mad. Pelner. Ein schönes tragisches Organ, eine würdevolle Gestalt und Haltung zeichnen ihre unverkennbaren Vorzüge aus. Besonders aber ist an ihr der wahrhaft hochtragische Schwung, das eindringliche Pathos der Rede, die Würde der Darstellung und die richtige, immer weiblich edle Zeichnung der großen und gewaltsamen Leidenschaften zu rühmen. Als Alcinde (in „[illegible] Zauberfluch") hat sie die schwierige Aufgabe höchst glücklich gelöst, mitten in einer gemeinen, burlesken, ja frivolen Umgebung ihre tragisch-edle Natur unangetastet festzuhalten. Obschon jedes ihrer großartigen, zuweilen hochfahrenden Worte durch Glückhahn's plumpes Naseweisen nicht jederzeit gleich im Entstehen profanisirt wird, so lacht man gleichwohl nur über des Bauers Spitzbüberei oder Plumpheit, nicht aber über Alcindens Pathos, das vielmehr so edler Natur ist, daß es selbst im Scheidewasser des sie umgebenden Spottes nichts von seinem Gehalte verliert. Gewiß aber ist diese Rolle eine der schwierigsten, welche sich denken lassen; alles Schöne und Erhabene, was Alcinde spricht, geht in dem Gedränge des sie umstehenden Unsinns unter, und dennoch will es seinem Gehalte gemäß behandelt werden, denn Alcindens Charakter bleibt mitten in dem burlesken Gewebe der andern Begebenheiten immer hochtragisch, und Anfang wie Ende ihres dramatischen Verhängnisses sprechen dafür.

Noch muß ich flüchtig des Herrn Kunst, bekannt

als weiland Gatte der berühmten Sophie Schröder, ge-
denken, welcher am Theater an der Wien das Fach der
ersten Helden und tragischen Liebhaber bekleidet. Eine
männlich-schöne, wahrhaft athletenartige Gestalt, Majestät
in Stellung, Gang und selbst im Faltenwurfe, wo er
nämlich im antiken Costüm erscheinen muß, und ein herr-
liches, vielleicht unübertroffenes Organ, welches, eben so
voll schmetternder Kraft, wie voll schmelzender Milde, in
allen Modulationen klangreich, frisch und wohlthuend bleibt,
machen ihn unbedingt zu einer imposanten, ja glänzenden
Erscheinung auf der Bühne. Seltsam genug scheint die-
sem so außerordentlich begabten Schauspieler gleichwohl der
tiefere Sinn für die Ausübung seiner Kunst abzugehen,
und er sich daher gewissermaßen einem mimischen Instinkte
zu überlassen, der ihn bald richtig, bald irre leitet. Es
stoßen in seinem Spiele Kraft und Schwäche, Adel und
Unbedeutendheit hart auf einander; viele Schönheiten sei-
nes Spieles laufen endlich auf Leerheiten und Fehler aus,
und viele Mängel dagegen gehen oft urplötzlich in große
und ergreifende Lichtblicke über. Bei vielem Gewöhnlichen,
Alltäglichen und seiner Unwürdigen, zeigt er sich uns oft
mit einem Male in wahrhaft genialen, ja in ungeheuern
Momenten, die an einen Talma, Eßlair und Anschütz er-
innern, und das wilde, brausende Feuer, welches in ihm
wirkt und lebt, führt zu schönen Einzelheiten, zu den
kühnsten Farben und Bildern, an denen nichts weiter zu
wünschen übrig bleibt, als daß sie von längerm Bestand
seyn möchten. — Jedenfalls ist Kunst in vielen Theilen

seiner Darstellung, eine großartige und außerordentliche Erscheinung, welcher Nichts als tieferer Zusammenhalt und innere Gesammtheit anzuwünschen wäre, um dann auch für eine ächte gelten zu können. In unserer Zeit, wo der gewöhnliche Effekt und das Erhaschen einzelner Momente so viel gilt, würde Herr Kunst manchem Theater eine sehr zweckdienliche Abhilfe gewähren, und ich möchte ihn selbst für die Dresdner Hofbühne empfehlen, wo er durch sein großartiges und hinreißendes Kraftspiel die süßlich-heroische, brüllend-grandiose und verrückt-erhabene, kurz mit einem Worte widerlich-unnatürliche Manier des Herrn Carl Devrient bald in Vergessenheit und Ueberdruß versenken würde.

Schließlich sey hier des bekannten Herrn Wenzel Müller gedacht, welcher, als Compositeur mehrerer Bäuerle'schen und Raimund'schen Liederspiele und Quodlibets, sich um das Theater an der Wien ebenfalls wesentliche Verdienste erworben hat. Wenzel Müller ist ganz musikalischer Volksdichter; überall findet man die bezeichnenden und charakteristischen Anklänge seines Landes, die tiefinnersten Herzenstöne seines Volkes in seiner Musik wieder. Heiter, natürlich-einfach, gefühlvoll und gemüthreich sind die meisten seiner Compositionen, Einzelnes darin oft von ergreifendem Ausdrucke, wie ich denn die Melodie des kleinen Abschiedliedes: „So lebe wohl, geliebtes Haus rc." (in „Alpenkönig und Menschenfeind") nie ohne wunderbare Rührung anhören konnte, da in dieser einfach lieblichen Weise das Gefühl des schmerzlichsten Heim-

wehs mit unsäglich bedeutungsvollen Tönen ausgedrückt ist *).

Uebrigens läßt Herr Carl, der Direktor des Theaters an der Wien, es sich rastlos angelegen seyn, diesem Institute, welches für ihn bereits so höchst ergiebig war, in den Augen der Wiener ein immer erhöhtes Interesse zu verleihen; er sucht die beliebtesten Künstler, entweder bleibend oder doch auf einige Zeit, für sich zu gewinnen, bringt oft neue, meist spektakulöse Sachen, bei deren Aufführung ihm der bedeutende Umfang seiner Bühne namhafte Erleichterung gewährt, und hat in neuerer Zeit sogar Prämien auf Originaldramen gesetzt, welche eine bestimmte Anzahl von Abenden das Haus füllen. Sein Bemühen ist löblich und, wie es allgemein heißt, ist der klingende Segen nicht ausgeblieben. —

*) Wie ich später, bei Hrn. F. Raimund's Anwesenheit in Dresden, aus seinem eignen Munde vernahm, rühren die Melodieen jener kleinen Liedchen, welche seinen Stücken einverwebt sind, und namentlich auch die jener Piece: „So lebe wohl, geliebtes Haus ꝛc." (in „Alpenkönig und Menschenfeind") nicht von W. Müller, sondern von Raimund selbst her. Ohne gründliche musikalische Kenntnisse und ziemlich ohne Ahnung vom Generalbasse, ist Raimund dennoch der Componist lieblicher und wunderbar ergreifender Melodieen. Selten dürfte sich das Volksleben nach allen seinen Richtungen hin in einem Manne mehr verkörpern, als das österreichische in Raimund.

Zehntes Kapitel.

Die Bettler in Wien.

Wenn man die Glacis nach der Wieden hinschlendert, namentlich Abends, findet man Blinde, Lahme und Krüppel förmlich symmetrisch am Wege hingepflanzt und beide Seiten bilden eine beinahe kunstgerechte Einfassung von allerhand verzerrten Naturspielen und forcirten Fratzen. Und unter diesen Leuten ist ein so plastisches Bestreben, sich in krankhafter Entstellung ihrer Körperformen gegenseitig zu überbieten, eine so eigenthümliche Eitelkeit, durch coquettirte Häßlichkeit den mitleidigen Abscheu der Vorübergehenden zu erregen, bemerkbar, daß man kaum weiß, ob man sich daran ergötzen, oder ob sich Einem die Haare davor sträuben sollen. Diese Bettler suchen förmlich einen Hochmuth darin, die verwahrlosesten ihrer Glieder auf eine Weise hervorzudrängen, daß die Scheußlichkeit derselben gewissermaßen vor der Welt paradirt, Jeder ist ängstlich bemüht, die unnatürliche Gebrechen seines Körpers mit

geiziger Sorgfalt herauszukramen und vor der Welt recht absichtlich zur Schau zu tragen, während er alle gesunde und kräftige Stellen seines Leibes mit gleicher Sorgfalt zu verdecken, oder erforderlichen Falls künstlich zu entstellen und zu verkränkeln sucht. Es ist der eigentliche Point d'honneur der zahlreichen Wiener Bettelleute, an ihrem Körper auch nicht eine naturgerechte und unerkrankte Stelle zu wissen. Sie verstehen diese Schrecknisse mit unsäglicher Vorliebe zu kultiviren, und an dem Bemühen des Bettlers liegt es nicht, wenn ihm, zu seiner Betrübniß, irgend ein krankes Glied wieder heilt. Ich glaube, man könnte sich einen solchen Kerl zum Todfeinde machen, wenn man sich seiner Genesung freuen wollte, denn seine Gebrechlichkeit ist sein einziger Reichthum, und seine Krüppelhaftigkeit ein Kapital, welches oft reiche Zinsen tragen mag und wenigstens, wie jedes reell erlernte Handwerk, einen sogenannten goldenen Boden hat und seinen Mann hinreichend, und in Ehren nährt.

Wirklich haben aber auch die Wiener Bettler diese edle Industrie zum Theil zu einer Vollkommenheit gebracht, die Einem Lachlust oder Entsetzen einflößt. Jedes ihrer Glieder — gesund oder ungesund — wird, sobald es auf Ausübung ihres Berufs, i. e. des Bettelns ankommt, mit wahrhaft equilibristischer Fertigkeit in die möglichst widernatürlichste Lage gezwängt, und von diesem Punkte aus betrachtet, bildet ihre Kunst eigentlich einen Nebenzweig der höhern Tanzkunst, in welchem es, statt auf Stellung und Form, auf Entstellung und Unform an-

kommt. Die Wiener Bettler sind Gymnastiker, trotz den Pariser Balletkünstlern, und wem es vergönnt wäre, Beide mit Kenneraugen betrachten zu dürfen, der möchte höchst interessante Parallelen über die Wahlverwandtschaft und die Abweichungen beider Kunstgattungen liefern können. Es soll förmlichen Rangstreit unter ihnen geben, und wie bei irgend einer wilden Nation das Ansehen eines Mannes mit der Zahl der Eberzähne steigt, welche der Fürst ihm zu tragen gestattet, so gelten auch die Leibesgebrechen bei den Wiener Bettlern für eben so viele Ehrenzeichen. Wem demnach vielleicht blos ein Bein oder ein Arm gelähmt ist, der gehört zum Volke der Gemeinen und hat in Pleno sehr wenig Sitz und Stimme; wer neben einem gelähmten oder fehlenden Gliede noch irgend eine fehlerhafte Verknorpelung, ein Gewächs im Gesichte oder auch nur eine zerquetschte Pupille aufzuweisen hat, darf sich schon zum höhern Mittelstande zählen, und wer zu *diesen* körperlichen *Vorzügen* vielleicht auch noch eine merkwürdige Halsverdrehung, ein scheußliches Ueberbein oder einige Hasenscharten und Nasendefecte in die Wage werfen kann, der ist ein gepriesener, ein hochbeneideter Mann und spielt unter dem Bettlervolke gewissermaßen die Rolle eines Pascha's von drei Roßschweifen. Der Wiener Bettler berechnet also die Höhe seines Werthes, statt nach Ahnen, nach Verrenkungen; seine künstlichen oder natürlichen Körpergebrechen sind seine Orden und Ehrenzeichen, und man kann sich wohl einen Begriff machen, daß ein Mädchen kaum so sorgfältig ihren Reizen nach-

spähen kann, als ein dortiger Bettler seine Krankheitstestimonien und sichtlichen Leibesschäden, die er, gleich einem mit der Wirkung der Farben vertrauten praktischen Maler, mit vielem Scharfsinne vor der Welt in die richtige und effektreichste Beleuchtung zu stellen weiß.

Natürlich schlägt ein solches Bettelgenie, welches sich nun einmal für die ihm gewordenen allzukärglichen Glücksgaben durch seine körperlichen Schäden schadlos zu halten versucht, seine Ansprüche auf das Mitleid der Vorübergehenden im Verhältniß zu der Größe seiner Leibesgebrechen an, und je verpfuschtere und verkümmertere Gliedmaßen er aufzuweisen hat, desto zuversichtlicher, ja trotziger wird er unsere Milde in Anspruch nehmen. Ein solcher Ritter von drei bis sechs Brüchen ist gewissermaßen ein gemachter Mann, mancher minder Verkrüppelte sieht ihn mit neidischen Augen an und beseufzet es, daß die Natur ihm zu viele gesunde Glieder bescheerte, ein Umstand, der für einen Wiener Bettler wirklich recht unbequem ist und auf dessen finanziellen Ertrag einen wesentlich ungünstigen Einfluß übt. Auch die Weibspersonen dieses Bettlerhandwerks sind in Publicirung verdeckter Leibesschäden durchaus nicht eigensinnig, und die Aufrichtigkeit ihres Elends übersteigt selbst das Gefühl ihrer Schaam. Sollte bei ihnen irgend ein ungläubiger Thomas sich mit der mündlichen Versicherung körperlicher Gebrechen nicht begnügen wollen, sondern auf sichtbare Beweise bringen, so wird er schwerlich einen spröden Widerstand vorfinden,

und jungen Aerzten müssen daher diese Glacis unbezahlbar interessante anatomische Bemerkungen darbieten.

Jedenfalls aber bilden diese eigenthümlichen Versuchungsarten und gymnastischen Kunstgriffe der Wiener Bettelleute einen besondern Fingerzeig für die Charakteristik der dortigen Einwohner. —

Während der wortkrämerische Sachse nur durch eine breite wörtliche Auseinandersetzung des menschlichen Elends sein Mitgefühl rühren läßt und Alles, was nicht aus Büchern oder weitschweifigen Erzählungen ihn anspricht, ohne Wirkung auf ihn bleibt, kurz jeder Eindruck eigentlich nur vom Ohre aus auf sein Herz zu wirken vermag, will der gemüthliche Wiener — welcher weit mehr und weit schneller mit dem Auge, als mit dem Ohre empfängt — sich nur durch einen flüchtigen, sichtlichen Anblick überzeugen lassen, er scheut sich, dem menschlichen Elende mit so kritischer Ruhe und kalter Wißbegier auf den Grund zu gehen, wie der Sachse, und, selbst von erlogener Gebrechlichkeit schnell in seiner milden Natur ergriffen, schnell überzeugt von der Wahrhaftigkeit des Unglücks, selbst da, wo der Verdacht der Täuschung ziemlich nahe liegt, spendet und tröstet er, ohne in seiner harmlosen Gutmüthigkeit zu bemerken, daß der Elende, den er so eben, voll frommer Ueberzeugung irdischer Noth, beschenkt, unter den Thränen heuchlerischen Jammers den Mund zum frechen Hohne über die Leichtgläubigkeit des schnell gerührten Gebers verzerrt.

Wirklich erzeugt Wien eine heillose Unzahl von Bett-

lern aller Arten und Geschlechter, und die natürliche Gutherzigkeit, die schnelle Rührbarkeit der Bewohner dieser Stadt erleichtert diesem Volke sehr die Ausübung ihres Berufs und ermuntert Viele, diesem bequemen Stande beizutreten. Auf allen Orten und Wegen drängt sich dieses Gelichter an uns, und seine, durch die Nachsichtigkeit der gemüthlichen Wiener genährte Unverschämtheit wird dem Spaziergänger, zumal dem Fremden nicht selten wahrhaft unleidlich. —

Die sonst ziemlich wachsamen Polizeidiener, scheinen in Absicht auf die Bettler, ebenfalls zum größten Theile ein Auge zuzudrücken, wie denn überhaupt die angeborene Milde der dortigen höhern und niedern Behörden gern jeden Zweig von Verdienst fördert, der nicht geradezu an das Spitzbubenhandwerk anstößt. —

Einen besondern Orden unter den Wiener Bettelleuten bekleiden die Straßen- und Wegekehrer, eine Art von Volontairs, welche, sobald der Himmel allenfalls einige Tropfen fallen ließ, sich voll anscheinend großer Emsigkeit mit gigantischen Besen an alle Ecken und Glacis hinpflanzen und die Miene annehmen, als ob sie den Spaziergängern die Wege reinigten, für welche angebliche Verrichtung sie denn mit vieler Wichtigkeit die Vorübergehenden um eine kleine Mühlohnung ansprechen. Meist sind diese unberufenen Straßenreiniger eine Bande schmutziger und schlechtanmuthiger Savoyarden, welche von Natur faul und unverschämt, den Besen nur pro forma handhaben, durch ihr Hin- und Widerlaufen aber den Koth weit eher

vermehren helfen, als sie denselben verringern. Wer sich den Spaß macht, diese Kerls unbemerkt zu belauschen, wird sogleich wahrnehmen, daß sie, so lange sie sich ungesehen glauben, den Besen ruhig und völlig unthätig in der Hand feiern lassen und nur, wenn ein Passagier von leiblichem Air daher kommt, ihr struppiges Werkzeug scheinbar in Bewegung setzen, um sich einen Anspruch auf den klingenden Dank des Spaziergängers zu erwerben. Ist diesem zufällig die Erkenntlichkeit ausgeblieben oder läßt der Mangel an einzelnem Gelde ihn eine abschlägige Antwort erhalten, so läßt der supplicirende Straßenfeger nöthigenfalls Besen und Arbeit im Stiche, um neben dem Verweigernden Viertelstundenweit einherzulaufen und im vollen Trabe denselben das schwierige und verdienstvolle Geschäft des Wegereinigens auseinanderzusetzen und dessen verschlossene Freigebigkeit in noch dringendern Anspruch zu nehmen. Da diese Leute ausschließlich auf eigne Faust nach diesem Geschäfte greifen und sie durchaus nicht unter dem Einflusse einer gesetzlichen Behörde dastehen, so darf man sich zuweilen den Spaß nicht versagen, mit Verabreichung des freiwilligen Lohnes sich etwas lässig zu stellen, weil man dann sogleich zu einer Ehrenwache lamentirender Straßenfeger kommt, welche beinahe aller sechs Schritte weit einen bedeutenden Zuwachs erhält, weil in kurzer Entfernung von dem Vorhergehenden wieder ein anderer solcher Reinigungsbeflissener sein Territorium besetzt hält und dem Durchpassirenden höflichst einen abermaligen Tribut abfordert.

Eilftes Kapitel.

Die Bildsäule Josephs II.

Als ich den Josephsplatz passirte, blieb ich nachdenklich vor der Bildsäule Josephs II. stehen. Die Raumverhältnisse, welche einst in politischer Hinsicht die schaffenden Hände des großen Mannes banden, haben selbst gegen die kalte Bildsäule des Dahingegangenen nach ihren neidischen Einfluß bewährt, denn der Platz, welchem dieses Standbild zum Mittelpunkte dient, ist unbehaglich zu enge und wehrt der Perspective. So äffen selbst Raum und Zeit gern das Schicksal der Menschen nach! —

Das Bild des herrlichen Joseph ist in edlem Style gehalten, aber ohne historische Aehnlichkeit. Das Pferd schreitet im ruhigen, gemessenen Trabe vorwärts. Jeder wird diese Art der Bewegung unpassend finden; denn Joseph, der mit jugendlichem Ungestüm gegen die steifen Formencolosse seines Zeitalters aufsprengte und sie wenigstens niederwarf, wenn es ihm auch nicht möglich ward, dieselben zu überklimmen, sollte nicht in ruhigem, gemessenem Schritte, sondern in zornigem Aufbäumen ge-

gen seine Zeit, dargestellt werden. Und wie bedeutungslos hat der Bildhauer die rechte Hand Josephs geradevorwärts hinausgestreckt, welch ärmliches Fingerspiel der Hand, welche sich vielmehr ballen sollte und statt dessen, in beinahe frömmelhaft segnender Bewegung schlaff hinaushängt. Ein Joseph war nicht geschaffen, den Segen, welchen sein großes Herz für sein Volk hegte, hienieden in Person zu verwirklichen, er war der Sturmwind, der Donner, welcher die erstarrte Erde lockern sollte, damit kommende Zeitalter sie befruchten könnten. Und so verließ Joseph sterbend seine Schöpfung in einem Zustande anscheinender Verheerung, doch unter den wild-verworrenen Schollen keimte, an seinem Herzen gewärmt, bereits die neue Saat, die leider über seinem Grabe nicht zur Blüthe reifen sollte. Die Nachkommenschaft verzweifelte an der mächtigen Anlage des neuen Baues, und so hinterließ dessen Schöpfer, schmerzhaft getäuscht von den Erben seines Werkes, und nur Trümmern und Bruchstücke, in deren Größe die zwar dadurch unbeglückte, aber gerechte Nachwelt noch immer Josephs große Seele bestaunt.

Nur das Gesicht des Helden seiner Zeit, hat der Bildhauer einigermaßen verstanden. Ob es physiognomisch ähnlich seyn mag, ich frage nicht danach, obschon Familienzüge, welche in Josephs Gesicht ausgeprägt sind, auch dies glauben machen. Die edelkräftige Stirn, die kühn gebogene Nase, der offene, liebevolle Charakter in der Form des Auges und der milde Zug um Mund und

Lippe machen das Gesicht Josephs seinen Wirken unverkennbar ähnlich.

Wenn der Wiener an Josephs Bildsäule vorübergeht, treten ihm meist die Thränen in die Augen, und ich selbst hörte Manchen bei dem Anblicke dieser Statue in sich hineinseufzen: „der liebe, liebe Joseph!“ Die ganze historische Gestalt Josephs steht dem Herzen des Wieners so nah, es liegt nicht der Schauer kalter, schroffer, schnell verwitternder Heldengröße darauf, ihr Ausdruck ist vielmehr so rein, so menschlich-schön, daß die Erinnerung, gleich einem schwindenden Sonnenstrahle, sie nur in ein freundliches, duftig-warmes Colorit kleidet. Sein Denkmal steht im Friedhofe der Weltgeschichte, die Ruhe, welche ihm im Leben nicht zu Theil ward, schwebt versöhnend über seinem Monumente, und während die Todtenstätte eines niedergeschmetterten Welteroberers einem gigantischen Hochgerichte gleicht, an welchem sich mit der Bewunderung ein entsetzenvoller Blutgeruch zu vermengen scheint, stehen wir, wie am Grabe eines Lieben, schmerzlich aber mild-erregt vor dem Denkmale des edlen, großen Joseph.

Zwölftes Kapitel.

Der Marseiller Marsch.

Joseph war der Revolutionsheld seines heiligen Zeitalters. Jede Erinnerung an irgend eine Revolution erweckt in mir eine gewisse Wildheit; als ich mich daher von dem Standbilde wieder trennte, pfiff ich unwillkührlich den Marseiller Marsch vor mich hin, welcher mir bei derlei Gelegenheiten immer am ersten einfällt.

Hilf Himmel, welch' eine Musik liegt in diesem Marsche! Es ist, als hätte die sechstausendjährige Weltgeschichte selbst ihn componirt und als tönten uns die Geister eines Brutus oder Kosciusko daraus an; Klänge, die mächtig genug sind, um bis in das tiefste Herz einer gesammten Nation zu dröhnen und es so allgewaltig zu erschüttern, daß selbst halbtaube Samenkörner der Freiheit, die in der Seele eines Volkes schlummern, mit einem Male zu glühenden Ranken aufbrechen können. Es ist nicht das tolle irrwitzige Toben des *ersten* Aufruhrs, es sind nicht die wahnsinnswilden Klänge der *vernichtenden*, es sind bereits geregeltere Töne, der *schaffenden*, *formenden*,

Revolution, welcher nichts von ihrer Kraft, wohl aber von ihrer Wuth benommen ist.

Die Seelen der alten blutigen Revolutionsmänner, Danton und Robespierre, nicken uns gespenstisch aus diesen schweren, ungeheuren Tönen zu, die wildbegeisterten Gesten der Sanscülotten, das Flattern der dreifarbigen Revolutionsfahnen, das Werfen der blutrothen Freiheitsmützen, Alles dies lebt und klingt wieder in dieser Melodie.

Frankreich hat in seinen beiden Revolutionen erst zwei seiner Farben, zwei Felder seiner Tricolore, gerechtfertigt. Die erste Revolution spielte auf dem rothen Felde, sie war die Blutrevolution; gleich Cadmus besäeten Drachenzähnen mordeten sich die Söhne der Freiheit unter einander; das Leben war verpönt und zuletzt hatten nur Leichen sich das theure Recht der Freiheit erkämpft. Die zweite Revolution spielt auf dem weißen Felde; ihr Charakter ist harmlos; beinahe kindisch-unschuldig. Das eingesunkene Grab des gewürgten Königs Ludwig haben sich politische Gaukelspieler zur Schaubühne, witzgrinsende Journalisten zum Tummelplatze ihrer Balgereien zugestutzt, Hahnenkämpfe entweihen die Hünengräber der Revolutionsmänner; dintenklecksige Juristen und Schreiber prozediren im Tempel der Freiheit um das armselige Leben oder Sterben verjagter Minister, kurz die ganze jetzige Revolution ist ein Durcheinandergekreische der tollsten Meinungen und gehört, in ihrem erbärmlichen, aber harmlosen Charakter, in das weiße Feld. — Das blaue Feld der Tricolore ist zur Zeit noch unbesetzt, aber ich will be-

haupten, es wird binnen kurzem ebenfalls zur Anwendung kommen. Die Freiheitsgedanken werden noch einmal aus den Dintenfässern in die Adern der Franzosen hinüberdringen, es wird eine dritte, mächtigere und entscheidendere Umwälzung geben, die Revolution wird dann nicht noch einmal ihren Charakter so kläglich entstellen, sie wird Frankreich eine bleibendere, folgenreichere Metamorphose angedeihen lassen und beständiger in ihrer Wirkung als alle die früheren, wird ihr das blaue Feld der Farben-Dreieinigkeit gebühren! —

Rufen wir uns in Frankreichs sodannige Lage noch das Bild Napoléon's zurück; das Auge zittert, wenn dieser Riesenschatten über jene ungeheuere Perspektive schwebt. Napoleon war das menschgewordene Frankreich; die stolze Hülle modert unter St. Helena's Thränenweiden, aber sein gewaltiger Geist wird wieder in seinen Ursprung zurückkehren und in kurzer Frist wieder zu Frankreich werden. Revolutionen und Staatsumstürze sind politische Seelenwanderungen. —

Und welchen Einfluß wird Frankreichs dritte Revolution sodann auf die auswärtigen Mächte üben? — Wird England — dieser jüdisch-politische Messias, der so gern seinen Glaubensjüngern den Himmel erwirbt, um ihre irdischen Leichname zu bestehlen, der, gleich den Genie's seines Eilandes, die Hände unschuldig in seiner Tasche ruhen und nur den Diebsfinger frei läßt, um damit ungesehen im Trüben etwas zu erfischen — oder Oestreich, welches so gern den Versöhner spielt, wo es gilt, sich

Ruhm oder Schläge zu erwerben, — oder Preußen, welches so gern inmitten Beider steht, d. h. zum Aufkaufen von Ruhm, Schlägen und etwaigem Trödelkram vom Markte der Politik, jederzeit gleich bereitwillig ist — sich dann abermals hineinmengen wollen? Ich glaube kaum. Die Mächtigen der Erde haben seit Napoleons Falle blos neue Röcke angezogen; die Rücken sind dieselben geblieben und auf diesen steht noch die dreifarbige Revolutionslection, zornroth, giftblau und schreckensweiß eingebläut. —

Dreizehntes Kapitel.

Polen.

Da ich hier just auf Revolutionen zu sprechen komme, so gedenke ich unwillkührlich auch der neuern Polnischen. Wie grundverschieden in ihrem Charakter ist diese von der französischen. Der übermüthige, spielende, trällernde Charakter, den die französische Revolution selbst unter den schneidendsten Stürmen innerer Selbstvernichtung beibehielt, fehlt der polnischen gänzlich. Diese trägt alle Spuren eines wüthigen Völkerjammers, einer herzzerreißenden Verzweiflung, die im Herzen eines blühenden Landes tobt, und durch tyrannische Knechte mit Henkerspaßhaftigkeit genährt wird, weil man den Leidenden nicht zum Sterben will kommen lassen.

So tief im innersten Leben zerfleischte der Schmerz noch keine Nation, als die der Polen. Ein edles, kräftiges Volk, beschränkt in seinen Gränzen, aber nicht in seinem Willen, wurden sie durch politische Seelenverkäufer frech an sich gerissen, mit fluchwürdiger Räuberei wür=

feilte man um ein Eigenthum, an welches Keiner einen Anspruch hatte, sein Recht machte man ihm zum Wahne, seinen Widerstand zum Verbrechen und es hatte verspielt, weil das Glück, welches so gern mit den Gaunern geht, ein Bündniß mit seinen Tyrannen schloß. —

Polen, Polen, die Weltgeschichte theilte, unter allen Völkern und Ländern, dir die jammerreichste Rolle zu; die finstere Ironie des schöpferischen Weltgeistes setzte mitten in das Possenspiel der deutschen Völkertragödie, dich, Polen, als gefesselte Leidensgestalt, und der Despotismus Rußlands sitzt mit heuchlerischer Miene zu Gericht gegen das gebrandmarkte Menschenrecht, gegen die dem Henker verfallene Völkerfreiheit. Die Throne Deutschlands kritisiren geistreich über das dumme Drama und zählen es an den geizigen Fingern ab, wie lange das Stück überhaupt noch spielen kann, und wenn Polen, der tragische Held, zuletzt nach den Regeln der trivialen Schicksalsdramaturgie untergehen muß, so werden einige Zuschauer, die sich ihren Platz etwas kosten ließen, namentlich Frankreich und Preußen, für ihr Geld die Gerührten spielen und sagen: „es durfte nicht anders kommen, aber Schade ist es denn doch!" Aber die Moral, dieses himmlische Hurenkind, wird zum Glück dennoch das letzte Wort behalten, und die östreichischen Staatskritiker werden sagen: „so und nicht anders durfte es kommen. Das wäre uns halt auch ein schönes Trauerspiel, wo der Rebell zuletzt zu Ehren käme; bei Lebzeiten sieht man ihm schon etwas nach, aber im Tode muß er rechtschaffen, d. h. ein Knecht werden. So

hat es schon Müllner mit seinem König Yngurd gemacht; und der liebe Gott wird's hoffentlich halt nicht dümmer machen.“ —

Der liebe Gott ist aber nicht immer ein guter Dramaturg, und bei den vielen Possen, die derselbe vorläufig versteht, darf man ihm dieses auch gar nicht sehr für übel anrechnen. Genug, wenn er, als derzeitiger alleiniger Director, Dramaturg und Recensent der Erdenbühne, vor der Hand wenigstens darauf sieht, daß jeder Sterbliche seine Rolle, deren Ende er nicht einmal kennt, nicht gegen alle Vernunft spielt und zuweilen wohl gar nicht ganz unglücklich extemporirt. Ueberhaupt gibt sich der liebe Gott, seit Anfang der christlichen Zeitrechnung, d. h. seit die Wunder aus der Mode gekommen sind, fast nur noch mit äußerer Scenerie und mit dem ziemlich wechsellosen Maschinenwesen der Weltbühne ab. Es ist offenbar ein Mangel an Verwandlungen, und fast möchte ich glauben, daß die ganze Weltleitung unter dem Einflusse einer Ersparungscomité steht. Hätte ich die Erdenbühne im Pacht, so sollte es wenigstens immer etwas Neues zu sehen geben. Alle langweilige Stellen: Trennung, Politik und irdisches Philisterthum würden in dem Weltschauspiele von mir gestrichen, dafür aber würden überall starke Theater-Coups angebracht, z. B. Erdstöße, Völkerkriege, Thronstürze, Revolutionen 2c. und nach jedem Akte vielleicht eine Sündfluth oder eine Cholera morbus, daß die Fische und die Aerzte dabei fett werden sollten. Ich verstehe mich auf Mannigfaltigkeit. —

Doch ich komme ganz ab von Polen und seinem Aufstande! Vergeblich wirst du dich nach einem Kosciusko umsehen, unglückliches Polen! Weder deine Verzweiflung noch deine Begeisterung werden dich retten. Man wird über dich triumphiren, und nur vielleicht die hohläugige Cholera wird, im Herzen deines Feindes, deiner Freiheit ein sinnverwirrendes Todtenlied singen. Aber dein Leiden und dein Kämpfen, deine Rache und dein Tod werden als Verderben sendende Gestirne über dem Strande der Newa fortleuchten, so lange eine Weltgeschichte und eine Ahnung des Rechtes besteht!

Es dürfen im Leben nur wenige Keime aufgehen von denen die gesäet wurden; die schönsten verdorren schon in der Idee. Der Traum von einer Freiheit Polens war zu groß und zu schön, als daß er hätte dürfen verwirklicht werden, er mußte als Embryo sterben, weil das Leben ihn nicht zu bilden, höchstens ihn zu entstellen verstanden hätte. Denn das Schöne bleibt auf Erden sein eigner Henker; im Gegenkampfe des Verzerrten, angehöhnt von Neid oder Vorurtheil, darf es hienieden nicht zum Einklange mit sich selbst kommen, es muß sterben und, wie der Schwan, sterbend zu der Harmonie gelangen, welcher lebend seinem Wesen verschlossen blieb. Das Herrlichste besteht am sichersten nur im Gedanken; die Wirklichkeit setzt, gleich dem Meere, überall Staub und Schlamm an, was wahrhaft groß und schön ist, erstarrt vor der Berührung

des Lebens, wie das geistig regsame Blut vor dem Andrange der äußern Luft, und so senken wir weinend das schöne, mit reichen Blumen geschmückte Traumbild von Polens Freiheit und Größe in seine Nacht zurück, ehe noch die Wirklichkeit die herrlichen Umrisse des Bildes verkünstelt! —

Vierzehntes Kapitel.

Geheime Polizei.

Es ist übrigens in Wien nicht rathsam, den Marseiller Marsch allzulaut zu pfeifen. Es giebt Leute, welche dort eine nicht zu überwindende Antipathie gegen dergleichen Art von Musik haben und daher leicht Beschlag auf den Tonkünstler selbst legen. Die Freiheit gleicht in Wien einem theuren, selbstgepflegten Weine, z. B. einem drei und Achtziger, den man nur im Kreise intimer Freunde einmal über die Zunge gleiten läßt. Selbst im gleichgültigen Gespräche sucht man dieses dumme Wort zu umgehen, und wenn man einem Sachsen und einem Oestreicher zu gleicher Zeit Zucker zum Kaffee präsentirt, so spricht der Sachse, indem er zulangt: „ich nehme mir die Freiheit," dem Oestreicher aber läuft bei dieser frevelhaften Rede schon die Gänsehant über den Rücken und er sagt beim Zulangen nichts, als: „ich küß' die Hand," denn in Oestreich soll man sich gar keine Freiheit nehmen, und wenn die Freiheit auch nur ein Stückchen Zucker wäre, blos die Einschränkung pflegt man dort den Leuten

zu zuckern, bei der Freiheit denkt man weit eher an's Versalzen, als an's Zuckern.

Wer daher den Marseiller Marsch so laut pfeifen wollte, daß es den friedsamen Wienern in die Ohren gellen könnte, dem dürfte leicht das Handwerk gelegt werden, weil die dortige geheime Polizei etwas kitzliche, streng harmonische Ohren haben soll, deren Kunstgeschmack sich besonders durch die unbändigen Freiheitslieder, welche der Lebensmuth der Völker erzeugt, verletzt fühlt. Die Oestreichische Politik hält sich im musikalischen Fache weit lieber an den Kirchenstyl, und selbst die große starkinstrumentirte Polakka von 1831 soll ihrem Kunstsinn durchaus nicht zugesagt haben. Die Parisienne und der polnische Sensentanz sollen ihr ein Gräuel seyn.

Uebrigens malt man den Teufel immer schwärzer, als er ist, und so mag man es wohl auch mit der geheimen Polizei in Wien machen. Sie ist im Ganzen schwerlich so arg, als z. B. das freisinnige Preußen — welches sich in seinem eigenen Innern höchstens aristokratischer Spione, kurzsichtigen Censurfiebers, infibulirender Pietisterei und alten christlichen Unsinns bewußt ist — dieselbe gern verschreien möchte. Auch hat die innere Staatsvorsicht in ihren schmerzlichsten Verirrungen wenigstens nicht einen offenbar boshaften Charakter, und nirgend ist es mir vorgekommen, daß sich ein dergleichen heimlicher Jäger absichtlich an dem Herzen eines kühnen Sprechers festgesaugt und demselben mit arger Doppelzüngigkeit die Seele auf

die Lippen geschmeichelt hätte. Ueberdem haßt, fürchtet und verachtet der Oestreicher im Allgemeinen diese geheimen Zuträger; der Preuße aber, der in seiner unsinnigen Nationaleitelkeit den Despotismus die gefährlichsten Zügel in die Hand gibt, stempelt, was ihm der dermalige Geist seiner Regierung danken mag, Alles, selbst den herzzerschneidendsten Unsinn zur Vaterlandspflicht; sein Patriotismus ist rein jesuitisch, nur mit dem Unterschiede, daß er sich gegen sich selbst kehrt, und so rechnet er es sich zum Verdienste, ja zum ewigen Ruhme an, dem Bunde der — — beizutreten. Ein abermaliger Beweis, daß der Verstand des Oestreichers weit klarer ist, denn dieser sieht den Werth eines solchen Spürhunddienstes von der rechten Seite, d. h. von der Geldseite an, er weiß, daß ein Beruf, den er nicht selbst zu achten vermag, ihn auch nicht ehren kann, und so will er blos dabei verdienen; an einen Ruhm, gleich dem exaltirten Preußen, wagt er nicht zu denken.

Auch scheint selbst die geheime Polizei eine vernünftige Rücksicht von dem Gegenstande auf die Person zu nehmen, nächst seinen Worten wägt sie auch seine Mienen ab, und deuten diese nicht gerade auf etwas Arges, so läßt man seiner Zunge schon etwas hingehen. Ueberhaupt scheint man mehr den Personen als den Worten aufzulauern, und wessen Stand, Gewerbe, Ansehen und Handlungsweise einen unverdächtigen Charakter tragen, der darf sich im Gespräch schon zuweilen eine kleine Liberalität erlauben, ohne daß diese ihm sofort zum Verbrechen angerechnet wird. Offenbare Unbesonnenheit, Geschwätzigkeit und Dispu-

tirsucht werden zweckmäßig von berechneter Aufwiegelei, von heimlicher Widerspenstigkeit und calculirender Hetzerei unterschieden, selbst wenn die letzteren sich vorsichtiger in ihrer Mittheilung benommen hätten, als jene.

Man darf daher vor der hartverschrieenen geheimen Polizei Wiens sich nicht so gar heftig entsetzen, sie ist nicht ärger, als die von oben sanctionirte Spionerie in Preußen, nicht ärger als die erst mit den Septembertagen 1830 zu Grabe getragenen Aufpasser in Sachsen, nicht ärger als der eiserne Stumpfsinn Rußlands, den die Regirung mit dem erstarrenden Blicke zu unterhalten weiß, und bei weitem nicht so arg, als die tyrannische Geisterlähmung, der illegitime Seelenzwang in Baiern, der Pestfleck des Jahrhunderts.

Die Wiener geheime Polizei scheint, mit einem Worte, sich nur gegen das bereits Verdächtige zu richten, sie will nicht saugen, nicht anschwärzen, noch verdächtigen, sie will nur hemmen, wo schon Gefahr ist, sie will geheime Wunden nicht sowohl sondiren, als vielmehr zu schließen suchen, und wenn der Geist der Zeit auch mit Recht schon diese ihre Tendenz verdammt, so wäre es dennoch unbillig, sie gegen ähnliche Kunstgriffe anderer Staatsverwaltungen, die in ihrer Ausübung vielleicht einen ohngleich schlimmern Weg einschlagen, absichtlich noch in den Schatten stellen und nur ihr Maßregeln despotischer Vorsicht zum Verbrechen machen zu wollen, die man an andern Regierungen vorurtheilssüchtig zu verdecken strebt, denn mit berechnender Schlauheit haben die übrigen Mächte

Europa's immer nur Oestreich zum Sündenbocke der Servilität gestempelt, um die schnüffelnden Blicke blödsichtiger Liberalen dorthin zu wenden und bei ihren eigenen Willkührlichkeiten die Aufmerksamkeit der Lauscher anderwärts hin zu richten. —

Funfzehntes Kapitel.

Das Denkmal von Canova in der Augustinerkirche.

In der Augustinerkirche zu Wien befindet sich, neben mancherlei interessanten Reliquien der kirchlichen Vorwelt (wie wir in unserer Zeit sie wohl nennen können), ein herrliches Denkmal von Canova, den Manen einer geliebten fürstlichen Gattin geweiht. Es stellt einen Sarkophag vor, dessen Postament ein Genius mit trauervoller Andacht betritt. Die Gestalt ist meisterhaft; so überirdische Hoheit in dem Bau der Glieder, welche nur der allgewaltige Schmerz abzuspannen und dadurch dem Menschen näher zu bringen scheint, und welche irdische Erhabenheit bei so himmlischer Demuth! An der andern Seite der Stufen liegt ein Löwe hingestreckt, nach meiner Ansicht das Glanzstück dieses künstlerischen Prachtwerks. Welche meisterhafte, rein natürliche Mischung von Kraft und schmerzlicher Ermattung in dem Wurfe der edlen Glieder, welche menschlich beredte Trauer in den thierischen Zügen, welches finstere, widerspenstige Beugen der Stärke vor dem noch stärkern Schicksale, und welches dumpfe Ver-

senken in die unwiderstehliche Allgewalt des Todes, dessen That selbst das Herz des treuen Löwen im Schmerz gebrochen zu haben scheint! —

Die Gruppirung, die Zusammenwirkung des Ganzen ist erhaben-schön. Man sieht, daß selbst der kalte, widerstrebende Marmor unter den Händen des Meisters sich bereit zeigt, die Poesie des Schmerzes in sich aufzunehmen. Der Schmerz ist überhaupt weit poetischer als die Freude, zumal in seiner Fortdauer. Denn das Lächeln der Freude gehört nur dem Augenblicke an, von ihm muß es geboren und verschlungen werden; es ist nur reizend in seinem schnellen Wiederverschwinden und wird selbst auf dem schönsten Gesicht zur grinsenden Fratze, sobald es verweilt und stehen bleibt. Der Ausdruck des Schmerzes aber ist edel auch in seiner Fortdauer und, gleich der Unsterblichkeitsblume, welkt und verdorrt er nicht, um in unvergänglicher Jugend als weinendes Denkmal über den Gräbern frühgewelkter Freuden zu stehen. D'rum ist der Schmerz hienieden der treue Begleiter des wahrhaft Schönen; und erst am Grabe trennen sich Beide, um sich nie wieder zu finden. —

Sechszehntes Kapitel.

Der dürre Franzose und der Kopfabschneider.

Wenn ich Vormittags, um Luft zu schöpfen, die Glacis vor Mariahilf dahin strich, begegnete ich jedesmal dem dürren Franzosen mit seiner wunderholden Tochter. Der Mann gehörte gewissermaßen unter die Extraprivatarbeiten der Natur. Die Länge seines Leibes verstieg sich in's Fabelhafte, war aber von Alter, Gicht oder Harm nach vorn herein, gleich der Sense des Saturn, krumm gezogen. Ich hörte einmal, er sey noch eine Reliquie der französischen Revolution und habe für des sechszehnten Ludwigs Tod gestimmt, der bekanntlich den Kopf hingab, weil ihm die Krone nicht darauf passen wollte. Und wenn ich das alte, erstorbene Gesicht des Franzosen näher betrachtete, so war es zuweilen, als fände ich einzelne Spuren der Revolution allmälig darauf wieder, gleichwie auf einem vielfach umgeackerten einstigen Schlachtfelde der Landmann nach Jahren noch Todtenbeine und mürbe Eisenwaffen herauspflügt. Und wenn er zuweilen die beiden schwarzen Augen, über welche graue, starke Wimpern wie

Eiszapfen niederhingen, unwillkührlich aufleuchten ließ, da vermeinte ich den ganzen ungeheuren Todtentanz Frankreichs darin zu erschauen. Es wundert mich noch heute, wie die Wiener Polizei aus der Acht lassen konnte, zwei solche Augen nicht zu confisciren.

Aber ich weiß, woran das lag. Das süße weibliche Friedensbild an seiner Seite machte mit seinem Anblicke Alles wieder gut, was die Augen des Franzosen gegen die Legitimität sündigten; selbst die politischen Trüffelhunde mußten irr daran werden, und wer vor den Augen des Vaters unwiderstehlich zum Ultra-Liberalen ward, den machten die der Tochter augenblicklich wieder zum Erzservilen. Mich hätten sie zu Allem in der Welt machen können. —

Als ich sie zum ersten Male auf der Bastei sah, hatte der Spätherbst just einen leidlichen Schnee herausgeworfen, und in meiner Seele stand es wenigstens auf dem Gefrierpunkte. Als mir aber nun die Augen der jungen Französin begegneten — ich stand anfangs in Zweifel, ob es vielleicht ein paar wandernde Sterne wären, die auf ihrer langweiligen Reise durch das unwirthliche Universum zufällig vom rechten Wege abgekommen seyn könnten — da ward es mit einem Male wieder Lenz in meiner Seele, der alte, dumme Schnee schmolz schnell von meinem Herzen hinweg, und ältere, schon halb verdorrte Keime faßten wieder Wurzel und durchgrünten lustig mein eingewintertes Innere. Hätte ich lange in diese Augen sehen dürfen, ich glaube, die meinigen wären zuletzt in die ihrigen hin-

übergeflogen; so aber blieb ich nur starr und steif stehen und blickte, wie zu Stein geworden, der sanften, zauberischen Gorgone nach.

Als ich Abends in's Bette stieg, leuchteten mir jene Augen noch immer so lebhaft vor, daß die meinigen mich zuletzt förmlich schmerzten, und später im Traume trat der dürre Franzose mit Pinsel und Palette vor mich hin und meinte, er wolle mir das Bild seiner Tochter malen, aber er habe keine Farbe für die Augen und müsse meine eignen dazu anwenden. Im qualvollsten Starrkrampfe vermochte ich dem entsetzlichen Maler keinen Widerstand zu leisten, und mit langsamer Marter bohrte er mir den spitzen Stiel seines Pinsels in beide Augen, daß meine Seele sich voll wüthender Qual in dem starren Leibe empor bäumte, und, obgleich auf diese Weise erblindet, konnte ich dennoch wahrnehmen, wie mein entblößtes Augenlicht in einem glühenden Strome auf die Palette rann und der Franzose seinen Pinsel darein tauchte. Und als er das Bild vollendet hatte, lachte er schneidend über die unübertreffliche Aehnlichkeit und hielt es mir höhnend vor das Gesicht — das Bild war ein Todtenkopf und aus seinen leeren, glotzenden Augenhöhlen liebäugelte es schauervoll in die Nacht meiner Sinne hinein. Keuchend in fallender Seelenangst, erwachte ich. —

Es gehört zu den Artikeln meines Aberglaubens, daß ich den Personen, welche mir im Traume vorkamen, am folgenden Tage zu begegnen hoffe. Diesmal traf es ein, und seitdem glaube ich steif und fest daran.

Am andern Nachmittage zog es mich instinktartig zum rothen Thurmthore hin. Eine Menge Schaubuden mit Marionetten, Wachsfiguren, Affen, Bären, Papageien, Tänzern und andern Thierarten nahmen den daselbst befindlichen offenen Platz ein, aber keine derselben hatte, trotz der in Wien vorherrschenden Schaulust, besondern Zuspruch.

Nur vor einer einzigen größern Bretbude — welche mitten unter den übrigen Sehenswürdigkeiten und Gaukeleyen ernsthaft ihren Platz einnehmend, sich minder, als alle die andern Nachbarbuden, durch prahlerische Anschläge auszeichnete — hatte sich ein starker Trupp Menschen aus den höhern und niedern Volksklassen zusammengefunden. Statt der üblichen farbestrotzenden Aushängebilder, sah man an dieser Bude nichts weiter, als einen gewöhnlichen Anschlagzettel mit einem darüber befindlichen bildlichen Holzschnitte, welcher einen abentheuerlich gekleideten Mann mit entblößtem Schwerte und einen Teller in der Hand, auf welchem ein triefender Menschenkopf lag, darstellte. Neben ihm sah man auf einer Tafel einen menschlichen Körper ausgestreckt, der das Besitzrecht auf den abgeschnittenen Kopf zu behaupten und der Wiedervereinigung mit dem gewaltsam entrissenen Gliede zu harren schien. Unter dem seltsamen Bilde aber stand mit einfacher, wenig gesperrter Schrift: „Monsieur Darville aus Paris, der Kopfabschneider.“

Das Volk drängte sich ungeduldig an die Thüre; ein großer Theil fand sich geneigt, sowohl den Schrecken als

das Geld zu wagen, um den Kopfabschneider in der Ausübung seiner verdächtigen Kunst zu sehen; aber ein plumper Kerl, welcher, mit einem Portierstabe bewaffnet, in scharlachrother Bediententracht den Eingang bewachte, vertrat den schaulustigen Wienern herrisch den Weg und meinte: der Meister gebe just eine große Vorstellung, und ehe diese beendigt sey, dürfe kein neues Publikum zugelassen werden, denn auch das Kopfabschneiden erfordere seine Ruhe.

Die Leute wurden durch diese Verzögerung immer gespannter; nur wenige unter ihnen konnten sich des außerordentlichen Falls entsinnen, dereinst einen Mann gesehen zu haben, welcher ordinairen Feldtauben die Köpfe abgeschnitten und dann wieder aufgesetzt hatte. Dergleichen Erörterungen flößte der Mehrzahl einiges Vertrauen ein, denn die Leute haben immer Muth, wenn ihrer mehrere beisammen sind, und die Feigheit ist wohl das einzige Ding in der Welt, welches just in der Anhäufung an Gewicht verliert und in seinem Einflusse wesentlich sinkt.

Während ich näher hinzutrat und nicht ohne Mühe mich durch das Gedränge hindurchzwängte, um den Zettel und das darüber befindliche Bild besser in Augenschein zu nehmen, stieß ich unversehens an einen Herrn an, der den empfangenen Stoß auf der Stelle mir herzhaft zurückgab. Ich war bereits im Begriffe, hierüber einige grobe Anmerkungen zu machen, doch als ich meinen Mann beobachtete, war es kein Anderer, als der dürre Franzose. Auch er blickte mich trotzig an, die boshafte Anmerkung aber, die

ich schon auf der Zunge hatte, erstarb mir zu einer stammelnden Entschuldigung und unwillkührlich begleitete ich dieselbe mit einem verlegenen Bücklinge, der sich ziemlich tölpisch ausnehmen mochte.

Den Mund des Franzosen bewegte ein gutmüthiges, feines Lächeln; als mir aber der Blick zufällig in die Augen seiner hinter ihm stehenden Tochter abglitt, da war es mir offenbar nicht anders, als hätte mich der Kopfabschneider bereits in den Klauen, wenigstens nahm ich es deutlich wahr, wie ich in diesem Momente den Kopf und das Herz dazu verlor. Der Franzose aber verweilte mit sichtlicher Behaglichkeit vor dem Bilde des Kopfabschneiders; dem alten Revolutionsmann mochte bei diesem Anblicke das Blut allgewaltig sieden, wenigstens machte das spanische Rohr in seiner Hand die tollsten Sprünge, die wilden Franzosenaugen funkelten; und zwischen den Zähnen summte er halblaut den lustigen Guillotinenmarsch. Auch mich packte bei diesem Klange die alte Unart, und ehe ich es noch selbst wußte, pfiff ich gedämpft den Marseiller Marsch. —

Da maß mich der Franzose mit großen freundlichen Augen, die todten Züge wurden immer lebendiger, wie wenn eine Scheinleiche wieder zum Leben erwacht und die schweigenden Pulse sich allmälig wieder füllen und zur Bewegung übergehen; dann rückte er, mit einem vorsichtigen Blicke auf unsere Umgebung, mir näher, und übermäßig meine Hand drückend, sagte er mit leiser, unbeschreiblich bedeutungsvoller Stimme: „bon ami!“ Und ich blickte

seitwärts nach seiner himmlischen Tochter hin und drückte ihm die harte Republikanerfaust wieder und sagte mit holperndem Französisch: „bon ami!“ Das Bündniß war geschlossen. —

In diesem Augenblicke ertönte aus der Bude heraus ein gellender Schrei, so durchdringend, so grell, daß selbst die Hand des eisernen Franzosen in der meinigen leise zusammenzuckte und die Gaffer erschrocken auseinander prallten. Auch die schöne Französin fuhr zurück und — geschah es mit Bedacht oder aus Zufall — ihr Fuß berührte bei dieser Bewegung leicht den meinigen. Mir aber war es, als durchzuckte bei dieser leisen Berührung ein jäher, wüthender Schmerz mein ganzes Wesen und beinahe hätte ich laut aufgeschrieen, obschon ich mein Leben für eine nochmalige Berührung dieser Art hätte lassen wollen.

Während dem ward die innere Thür der Bude heftig aufgerissen, so daß die davor hängende Gardine durch die plötzliche Zugluft sich weit auseinander blähte, und von zwei feingekleideten Herren mit bestürzten Gesichtern eine ohnmächtige Dame herausgetragen, deren reicher Anzug ebenfalls auf einen vornehmen Stand schließen ließ. Die vor der Bude haltende Kutsche nahm sogleich Alle drei auf und jagte mit ihnen in fliegender Eile an der gaffenden Menschenmenge vorüber.

Dieser Auftritt hatte einige Gährung und Unruhe unter den versammelten Leuten zur Folge; mehrere Polizeidiener drängten sich herzu, der Portier aber meinte mit vieler Gleichgültigkeit: es sey weiter ganz und gar nichts,

sondern die Dame sey dem Anblicke des Köpfabschneidens nicht gewachsen gewesen und daher in Ohnmacht gefallen, ein Unfall, den sie nur sich selbst, aber durchaus nicht dem Meister beimessen dürfe, da jeder Mensch seine Constitution am besten kennen müsse. —

Der forschende Polizeidiener schauderte, als er das Wort „Constitution" vernahm. Uebrigens aber schien die Sache ihre Richtigkeit zu haben, und die Ruhe kehrte demzufolge in die meisten der bestürzten Gemüther wieder zurück.

Bald darauf öffnete sich die innere Thüre der Bude nochmals, und die darin versammelt gewesenen Zuschauer strömten heraus, ein Beweis, daß das seltsame Schauspiel zum Schlusse gekommen war. Die Mehrzahl der herauskommenden Gesichter sah bleich und zerstört aus, und das halbheimliche Wispern deutete darauf, daß es etwas Besonderes zu sehen gegeben, was die Zuschauer erschreckt hatte.

Der stoische Portier aber verkündete den Leuten mit lauter, mißtönender Stimme, daß nun wieder ein neuer Einlaß stattfinde und er daher die geehrten Herrschaften bei Zeiten ihre Bestellungen zu machen bitte, um so mehr, da die Bude nicht Viele auf Einmal fasse.

Trotz der sichern Aussicht auf einen Schrecken, oder mindest einen unbehaglichen Eindruck, rasten die schaubegierigen Wiener dennoch, wie von einem Sturme erfaßt, nach dem Eingange hin. Auch der Franzose winkte mir, mit ihm einzutreten und ich folgte willenlos seinem Winke.

Aber seine Tochter sträubte sich uns zu begleiten, sie schien vor der Wildheit des ihr bevorstehenden Anblicks zu bangen und sah den Vater, mit holder kindlicher Furcht im Blicke, bittend an. Der alte Franzose betrachtete nicht ohne Theilnahme die schöne, flehende Tochter, sein Gesicht gewann dabei einen besondern Zug der Milde, der einen frühern, edlen Ausdruck in seiner Physiognomie wach rief, welchen ich kaum darin geahnt hätte. Als ich mir ebenfalls die holde Flehende betrachtete, gemahnte es mich seltsam, als drohe in dem räthselhaften Bretterhause dem himmlischen Wesen ein schweres, ungeheures Schicksal, und daher vertrat auch ich dem Franzosen mit stummer Bitte den Eingang zur Bude. Ein dankbarer Blick der Tochter lohnte mir diesen Dienst. Der alte eiserne Franzose aber drängte mich mit der Hand unmuthig vom Eingange weg und sagte mit vorwufsvollem Tone, der durch das Stolzere der Rede einen ganz eigenthümlichen Anklang erhielt: „bon ami und Revolusionsmann, und mit Courage, su sehen einen Kopfabschneider ohne Guillotine.“ —

Mit Verdruß räumte ich ihm den Weg. Zur Tochter aber sagte er nichts als: „Louison!“ und sie seufzte leise und folgte der lakonischen Aufforderung. Wir löseten an der Kasse die nöthigen Billets und traten, unter zahlreicher Begleitung ein.

Der Zufall räumte uns die vorderste Bank, unmittelbar vor der etwas erhöhten Schaubühne — welche zur Zeit noch von einer schwarzen Gardine verdeckt war — ein. Der Franzose aber winkte mir, zwischen ihm und

ich schon auf der Zunge hatte, erstarb mir zu einer stammelnden Entschuldigung und unwillkürlich begleitete ich dieselbe mit einem verlegenen Bücklinge, der sich ziemlich tölpisch ausnehmen mochte.

Den Mund des Franzosen bewegte ein gutmüthiges, feines Lächeln; als mir aber der Blick zufällig in die Augen seiner hinter ihm stehenden Tochter abglitt, da war es mir offenbar nicht anders, als hätte mich der Kopfabschneider bereits in den Klauen, wenigstens nahm ich es deutlich wahr, wie ich in diesem Momente den Kopf und das Herz dazu verlor. Der Franzose aber verweilte mit sichtlicher Behaglichkeit vor dem Bilde des Kopfabschneiders; dem alten Revolutionsmann mochte bei diesem Anblicke das Blut allgewaltig sieden, wenigstens machte das spanische Rohr in seiner Hand die tollsten Sprünge, die wilden Franzosenaugen funkelten; und zwischen den Zähnen summte er halblaut den lustigen Guillotinenmarsch. Auch mich packte bei diesem Klange die alte Unart, und ehe ich es noch selbst wußte, pfiff ich gedämpft den Marseiller Marsch. —

Da maß mich der Franzose mit großen freundlichen Augen, die todten Züge wurden immer lebendiger, wie wenn eine Scheinleiche wieder zum Leben erwacht und die schweigenden Pulse sich allmälig wieder füllen und zur Bewegung übergehen; dann rückte er, mit einem vorsichtigen Blick auf unsere Umgebung, mir näher; und übermäßig meine Hand drückend, sagte er mit leiser, unbeschreiblich bedeutungsvoller Stimme: „bon ami!“ Und ich blickte

lange, mit Taschenspielerapparat aller Art übersäete schwarze Tafel einnahm. Von irgend einer Zubereitung, die auf ein bevorstehendes Kopfabschneiden hätte schließen lassen, war zur Zeit noch nichts zu sehen.

Der Taschenspieler selbst trat hinter einem Vorhange hervor und machte dem Publikum den üblichen, höchst flüchtigen Bückling. Es war ein hochbejahrtes, trocken-kaltes, furchtbar zusammengeschrumpftes Männchen, aus dessen gelben, runzelüberfülltem Gesichte sich nicht viel mehr herausfinden ließ, als ein paar tiefliegende, kleine schwarze Augen, welche mit einem irren Feuer umher funkelten und nicht selten zu dem Ausdrucke einer blutdürstigen Wildheit aufzublitzen schienen. Seine Kleidung war schwarz, sonst aber völlig einfach, und erst nach längerem Anschauen gewahrte ich, daß er unter seinem Kleide eine leichte Unterweste trug, welche die republicanische Dreifarbe zeigte und nur dem prüfendsten, nähern Blicke ersichtlich werden konnte. Trotz seines verwitterten Körpers, zeugten seine Geberden und Stellungen gleichwohl von einer gewissen Kraft, obschon die gebeugte Haltung des Nackens und die zerwühlten Züge um Stirne und Mund von einst bestandenem, noch unvergessenem wüthenden Jammer, von einer sich selbst verhöhnenden tiefinnern Verzweiflung Kunde gaben, die seinem Anblicke Antheil und Abscheu zugleich zu erwecken geeignet waren und mich seltsam ergriffen.

Auch den Franzosen neben mir schien bei der Erscheinung des Taschenspielers eine geheime Unruhe zu erfassen, er rutschte auf seinem Platze hin und her, murmelte eine

8 *

Menge unverständlicher Worte in sich hinein und sah, wie von einer mahnenden innern Bewegung überrascht, plötzlich mit einem Blicke, in welchem sich schwere Besorgniß malte, auf Louison, welche verschleiert mir zur Seite saß. Ihr Anblick schien ihn einigermaßen wieder zu beruhigen, seine Geberden wurden minder stürmisch, vielmehr glaubte ich das sichtbare Bangen, welches sich vorher auf seinem Gesichte ausdrückte, allmälig zu einer besonnenen Entschlossenheit übergehen zu sehen. —

Seine Vorstellung eröffnete der Taschenspieler mit nichts Außergewöhnlichem. Es waren vielmehr die gewöhnlichen, schon so oft gesehenen Tafelkunststücke, wie z. B. das bekannte Becherspiel mit dem Verschwinden und Wiederkommen der Bälle, das Vernichten irgend eines leih-henen Gegenstandes, welcher sich später unverhofft in der Tasche eines Zuschauers wiederfindet u. dgl. m. Schließlich executirte er ein ebenfalls schon öfter gesehenes Stück; er ließ nämlich eine Karte ziehen, um dieselbe an irgend einem dritten Ort zu citiren. Der Zufall ließ ihn zu mir kommen; es war eine gewöhnliche französische Whistkarte mit Doppelfiguren, ich zog die Coeur-Dame, und, nur flüchtig sie betrachtend, glaubte ich in den beiden Gesichtern der Doppelgestalt einige Aehnlichkeit mit Louison zu entdecken. Unwillkührlich zog ich die Karte zurück, als er danach verlangte, und flüsterte ihm dringend zu: „laßt mich ein anderes Blatt ziehen, aber verschonet mir die Dame!“ — Gedankenlos drückte ich sie dabei an mein Herz.

Der Taschenspieler aber entwand mir das Blatt mit einer scherzhaften Bewegung. „Ei was" — sagte er in gebrochenem Deutsch — „ist sich nur eine Dame, wie alle übrigen." Und rasch warf er das ganze Kartenspiel gegen den im Hintergrunde angebrachten Vorhang, daß die einzelnen Blätter in seltsam irren Gestalten nach allen Seiten hin auseinander stoben. Nur die Coeur-Dame haftete fest am Vorhange, und ehe man es sich versah, erfaßte der Taschenspieler ein schon früher geladenes Pistol und feuerte auf das Blatt. Beide Köpfe der Dame waren herausgeschossen und die beiden blutrothen Herzen starrten seltsam neben den durchschossenen Lücken, die selbst an der unnatürlichen Kartenfigur eine häßliche, fast schauderhafte Entstellung bildeten, auf mich hin.

Der Taschenspieler aber kreischte: „schöne Dame, treues Herz, muß Kopfweg, Kopfweg, Kopfweg!" — Dabei kicherte er mit so widernatürlicher Heftigkeit, daß sein welkes Gesicht sich zu krampfiger Verzerrung anstrengte, und mitten in seinem Gekicher ächzte er in Einem Athem, leise aber schaurig, das entsetzliche: „Kopfweg, Kopfweg, Kopfweg," und begleitete es wechselnd mit Seufzen und Lachen.

Nach diesem Kunststücke zog sich der Taschenspieler in den Hintergrund der Schaubühne zurück, welche sofort von der schwarzen Gardine wieder verhüllt ward, ein Zeichen, daß nun die Vorbereitungen zu dem Hauptstücke, nämlich zu den Kopfabschneiden getroffen wurden.

Auf allen Gesichtern malte sich eine furchtsame Neugier, auch *mein* Herz klopfte in schweren unregelmäßigen

Schlägen und zugleich nahm ich deutlich wahr, wie Louison's ganzer Körper in fieberhafter Angst zusammenschauderte. Es gemahnte mich in diesem Augenblicke, als wären ihre Pulse und die meinigen mit einander verwachsen, und als trete das geängstigte Blut aus ihrem Herzen in das meinige zurück; wenigstens schlug ihr ehemaliges Zittern dröhnend an alle Nerven meines Herzens und ein zuckender Schmerz flog durch mein ganzes Wesen, sobald zufällig ihr Arm oder ihr Knie zitternd an mich anstreifte. —

Nur der Franzose saß ruhig, ja sogar behaglich auf seinem Platze, mit seinem reich vergoldeten spanischen Rohre zeichnete er allerhand Figuren und Namen auf den Boden, und in der Erwartung eines wahren Scheinköpfens summte er den wahnsinnigen Guillotinenmarsch leise zwischen den Zähnen, daß ich — an der einen Seite eine scherzhafte Henkermelodie, an der andern das Bild eines zagenden Engels — unwillkürlich mir nach der Stirn fuhr, weil meine eignen Sinne zu wirbeln begannen.

Ich machte den Franzosen aufmerksam auf die Angst seiner Enkelin und beschwor ihn dringend, die Bude zu verlassen, ehe noch das Schauspiel beginne, weil das Entsetzliche dieses Gaukelwerks das himmlische Wesen schrecken, ja tödten könne.

Er aber entgegnete mir: „wenn ick kewußt, als ick draußen war, bon. Aber da ick einmal hier seyn" — dabei richtete sich der gekrümmte Körper des alten Revolutionsmannes hoch auf — „ein Republikaner darf nix echappiren." —

Ein plötzlicher Gedanke flog unendlich süß und verführerisch durch meinen Sinn, und ich flehte den Franzosen an, daß, wenn das Selbstgefühl ihm nicht erlaube, diesen unheimlichen Ort zu verlassen, er wenigstens seiner lieblichen Enkelin schonen und daher gestatten möge, daß ich dieselbe aus dem Verderben drohenden Gaukelspiele hinwegführen dürfe. — Ich sprach diese Bitte so laut aus, daß Louison sie ebenfalls hören mußte und richtete am Schlusse einen bedeutungsvollen, fragenden Blick auf dieselbe, der vielleicht gewagt erscheinen konnte.

Der Franzose sah eine Weile starrend vor sich nieder, dann wendete er sich gegen Louison und fragte sie, ob die Enkelin und Tochter eines Republikaners von 1789 diesem armseligen Blendwerke aus Furcht sich zu entziehen wünsche? und fügte, mit scharf betonter Stimme, die Bemerkung hinzu, daß er sie durchaus nicht auch nur zu einem blassen Anblicke hindrängen wolle, den sie, seine Enkelin, fürchten könne. —

Louison seufzte tief und schwieg unter ihrem Schleier, doch blieb sie sitzen und war sichtbar ängstlich darauf bedacht, ihre Furcht zu verbergen. — Auf des Franzosen Gesicht aber las ich eine stolze Befriedigung wegen der Standhaftigkeit seiner Enkelin, welcher er mit unverkennbarer Zärtlichkeit seine Hand reichte, und Louison drückte sie stillschweigend an die schönen Lippen, in deren knospenden Purpur die holdeste Schaam ihr unverletzbares, nur vor der Umarmung des Todes dereinst zurückweichendes Panier aufgeschlagen zu haben schien.

In dem nächsten Augenblicke ging der die Bühne verdeckende schwarze Vorhang zurück und zeigte uns die Veränderung des Schauplatzes. Schwarze Tücher mit weißen Arabesken verhängten die Seiten wie den Hintergrund. In den Zeichnungen der Stickerei schien sich eine schwer erkrankte, bis zum Irrwitz überreizte Phantasie versucht zu haben. Hier verschlangen sich diese Figuren zu wirren, stacheligen Pflanzen, mit mährchenhaften, riesigen Blumenkelchen, aus denen häßliche, dürre Staubfäden sich wie überlange gierige Zungen hervorstreckten und mit ekeln Fäden farbige, glänzend schöne Schmetterlinge festhielten, die sich vergebens gegen die scheußliche Umarmung sträubten. Und im Hintergrunde verschlangen sich, statt der Blumen, die gigantischen, spinnenartigen Glieder gräulicher Gerippe in schreckenvoller Symmetrie und gabelten mit ihren hinausgespreizten Knochenkrallen nach der über ihr flatternden Psyche, deren Flügelkleid an den Dornenhänden der entsetzlichsten Fratzen festhing und das geängstete Himmelskind zu den am Boden lauernden Scheusalen hinunterzerrte. Unverkennbar aber trug dieses Bild der gemarterten Psyche Louison's Gesichtszüge. — In allen diesen symbolischen Arabesken schien eine schadenfrohe unheimliche Macht angedeutet, welche schnappend sich an das irdisch Erhabene zum Himmel Strebende hing und es vernichtend in Wahnwitz oder Verwesung und Todesnacht hinabzustürzen bemüht war.

Die übrige Decorirung des Schauplatzes war natürlich künstlich angeordnet und berechnet, auf die Sinne zu wirken und dieselben in eine Stimmung zu versetzen, welche

dem zu empfangenden [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
war und des Gauklers Täuschungen vom Gemüthe des
Zuschauers nur unterstützte. [illegible] seiner [illegible] [illegible]
langen schwarzen Tafel ein Todtenkopf an [illegible] [illegible]
ten Ketten von der Decke herab, und in seiner Hirnhöh-
lung brannte eine blaue, bläuliche Spiritusflamme, welche
mit ihrem bläulichen, zuckenden Lichte die Gegenstände um
sich her in schwankende, unsichere Umrisse [illegible], den
[illegible] wie den todten Umgebungen [illegible] [illegible] [illegible]
sich gespenstischen Scheinlebens gab und sie zu Dunstgebilden
[illegible]. Der blaue, halbdurchsichtige Knochen des Schädels
nahm selbst einen Theil des Lichts, das er spendete, in
sich auf, und namentlich zuckte durch die gähnenden Augen-
höhlen zuweilen ein irrer schielender Licht, schein, so daß es
beinahe war, als ob der Schädel aus der Blindheit des fin-
stern Todes einzelne mühsame Blicke losringe und sie [illegible]
[illegible] auf die versammelten Kinder des Lebens sende. —

Der Taschenspieler trat, vom Kopf bis zum Fuß in
einen langen Mantel gehüllt, aus einem Seitengange her-
vor; ihm folgte ein bleicher junger Mensch mit blondem
Haar und krankhaften Zügen. Zugleich vernahm man hin-
ter dem Vorhange eine schroffe düstere Musik, die einem
Leichenmarsche glich und, unter diesen Verhältnissen hirn-
zerrüttend genannt werden konnte.

Mit einem wahrhaft mondsüchtigen Blicke ergriff der
Taschenspieler den bleichen Jüngling, verband ihm die Au-
gen mit einem Tuche und streckte ihn der Länge nach auf
die schwarze Tafel hin, so daß das Gesicht des Liegenden

Schlägen und zugleich nahm ich deutlich wahr, wie Louison's ganzer Körper in fieberhafter Angst zusammenschauderte. Es gemahnte mich in diesem Augenblicke, als wären ihre Pulse und die meinigen mit einander verwachsen, und als trete das geängstigte Blut aus ihrem Herzen in das meinige zurück, wenigstens schlug ihr ehemaliges Zittern dröhnend an alle Nerven meines Herzens und ein zuckender Schmerz flog durch mein ganzes Wesen, sobald zufällig ihr Arm oder ihr Knie zitternd an mich anstreifte. —

Nur der Franzose saß ruhig, ja sogar behaglich auf seinem Platze, mit seinem reich vergoldeten spanischen Rohre zeichnete er allerhand Figuren und Namen auf den Boden, und in der Erwartung eines wahren Scheinköpfens summte er den wahnsinnigen Guillotinenmarsch leise zwischen den Zähnen, daß ich — an der einen Seite eine scherzhafte Henkermelodie, an der andern das Bild eines zagenden Engels — unwillkürlich mir nach der Stirn fuhr, weil meine eignen Sinne zu wirbeln begannen.

Ich machte den Franzosen aufmerksam auf die Angst seiner Enkelin und beschwor ihn dringend, die Bude zu verlassen, ehe noch das Schauspiel beginne, weil das Entsetzliche dieses Gaukelwerks das himmlische Wesen schrecken, ja tödten könne.

Er aber entgegnete mir: „wenn ick kewußt, als ick draußen war, bon. Aber da ick einmal hier seyn" — dabei richtete sich der gekrümmte Körper des alten Revolutionsmannes hoch auf — „ein Republikaner darf nix' échappiren." —

Der [illegible] [illegible] auf der Anblick des Taschen-
spielers schien ihn noch gewaltsamer zu ergreifen, als die
Ohnmacht der Gattin. Der Kopfabschneider selbst, der
bei Louison's Schrei, das erhobene Schwert wieder sinken
und schweifte sein wildes Auge auf und hin. [illegible]
hatte an de Louison's Gesicht geblickt, welches durch den im
Falle verlornen Schleier entblößt worden war; da ergriff
ihn die Gewalt eines geheimen Schreckens so übermächtig,
daß urplötzlich der eisige Wahnsinn seine [illegible].
„Luigia!" brüllte er, und kicherte darauf mit entsetz-
lichem Lachen: „Kopfweg — Kopfweg!" und [illegible]
hob er das Schwert, und führte damit einen so ungeheu-
ren Streich nach dem Nacken des vor ihm liegenden Jüng-
lings, daß der Kopf einige [illegible] vorwärts fuhr, während
das Blut in unbeschreiblichen Strömen aus dem durchschnit-
tenen Halse hervorschoß und die Tafel wie den Mörder
besudelte.

Ein starres Entsetzen fesselte krampfhaft alle Zu-
schauer. Der Taschenspieler aber wendete von dem bluten-
den Leichnam weg den Blick noch einmal auf Louison, und,
noch gewaltsamer von der Wuth des Irrsinns gepackt,
heulte er mit seinem gewohnten Kichern: „Luigia — Kopf-
weg, Luigia — Kopfweg!" und stürzte sich, über den
Leichnam springend, mit erhobenem Schwerte gerade auf
Louison los. Dieser neue Schrecken brach in mir die be-
täubende Macht des vorigen, ich unterrannte den Rasen-
den und, trotz dem daß die Waffe des Schnaubenden tief
in meinen linken Arm hineinriß, warf ich ihn mit der

Kraft des Wahnsinns schmetternd gegen den Boden, entrang ihm das Schwert und hielt, auf seiner Brust knieend, ihn bei der Kehle fest. Er knirschte mit wahnsinnigem Ingrimm mich an: „Was wehrst Du mir, einfältiger Mensch, und meinst Louison's Haupt zu schützen? Weißt Du nicht, daß sie längst todt ist und daß ihr Haupt an demselben Tage fiel, wo Robespierre mich morden ließ?" Dann ward der Ton seiner Rede mit Einemmale weicher und mit der kindischen Wehmuth des Wahnsinns schluchzte er: „Es wäre schon Alles gut, wenn dem so wäre. Louison, mein blutiger Engel! Aber siehst Du, die blutigen [illegible], es ist nichts Wahres und blos Blendwerk, und sie stellt sich blos, als ob sie lebe und der Kopf sitzt nicht wirklich auf ihrem Nacken. Siehst Du, der Kopf, sag' ich, hat sich blos zum Schein aufgesetzt, um mich wahnsinnig zu machen, aber wips! da wär' er herunter." Dabei haschte er wie nach dem Schwerte und versuchte aufzuspringen. Ich aber hielt, alle meine Kräfte aufbietend, mit verzweiflungsvoller Anstrengung den Wahnsinnigen am Boden fest und schrie laut nach Hülfe, da er, in der unbändigen Wuth eines Geisteszerrütteten, sich mit Fäusten, Nägeln und Zähnen gegen mich zur Wehre setzte, so daß meine Arme unter seinen Bissen schmerzhaft zerfleischt wurden. Endlich erschien Beistand; gegen sechs Polizeidiener drangen in die Bude; man hielt den Wahnsinnigen fest und ich sah mich von ihm befreit.

Mein erster Gedanke war Louison, mein erster Blick galt ihr. Sie war schon wieder ins Leben zurückgekehrt; der

Franzose hielt sie in seinen Armen, und suchte sie schmeichelnd zu begütigen, gleichwie man einem erschreckten oder bangenden Kinde thut. Als er mich gewahrte, umarmte er mich mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Das Herz des eisernen Republikaners war gebrochen, er sagte nichts, als: „Sauveur de ma fille! bon ami!“ und preßte mich immer von neuem gegen seine Brust. Dann führte er mich zu Louison; sie empfing mich mit einem Blicke, daß es war, als schütte sie aus ihren Augen Blumen in meine Seele. Sie reichte mir mit unsäglicher Milde die Hand; ich drückte sie hastig an meine Lippen, und bei dieser Bewegung fiel ein Medaillon aus ihrem Busen, welches an einer reichen, aber antiken, goldnen Kette von ihrem Halse herabhing. Unwillkührlich faßte ich es in die Augen; ich betrog mich nicht, es war das Portrait des Taschenspielers, vollkommen in derselben Tracht, womit er angethan, als er den Mantel abwarf und zum Schwerte griff. Daher also Louison's geheimnißvolles Entsetzen, just als er in dem letzten Costüme erschien, denn in dem, welches er bei seinen vorhergehenden Taschenspielerkünsten trug, hatte sie ihn wahrscheinlich nicht wieder erkannt! Und als ich mit scheinbar gleichgültiger Miene, das Medaillon genauer betrachtete, erkannte ich schaudernd in dem Gesichte des Jünglings, welchen das Portrait vorstellte, die Urzüge des furchtbaren Künstlers wieder; die Kleidung aber, die alterthümliche Frisur war mit der jetzigen Tracht des Taschenspielers vollkommen übereinstimmend, und selbst die dreifarbige Unterweste war auf dem Bilde nicht vergessen.

dessen unabläugbare Aehnlichkeit mit dem längern Betrachten immer deutlicher ward und mich in abwechselnde, gleich qualvolle Zweifel versetzte. —

Die Unruhe des Franzosen bei des Taschenspielers erstem Erscheinen; die Aehnlichkeit des Bildes der Psyche mit Louison's himmlischen Zügen; des Taschenspielers wahnsinniger Schrecken, als er Louison's Gesicht entschleiert erblickte, ihr Entsetzen, als sie in der bekannten Weiche ihn wiedersah, seine wahnwitzigen Phantasieen von einer geköpften Luigia, vor Allem aber sein Bild an ihrem Halse — wer vermochte mir alle diese Andeutungen einer furchtbaren Schicksalsverknüpfung zu vereinigen, in welche ich mich selbst, halb mit Vorbedacht, halb willenlos, hineingerissen sah, festgehalten durch ein Wesen, welches selbst ein Opfer dieser verderbenschwangern Zufallsspiele zu seyn schien und für welches u n t e r g e h n zu dürfen, mir eine Seligkeit däuchte.

Mein Arm blutete heftig, das Schwert hatte einen Zoll weit unter dem Ellenbogen in das Fleisch hineingerissen und die Anstrengung des Ringens mit dem Taschenspieler die Wunde noch mehr gereizt. Ich wurde von Louison genöthigt, den Aermel aufzustreifen, und sie band mir mit eignen Händen ihr Taschentuch auf die Wunde, deren Brennen unter ihrer Berührung wunderbar sich begütigte. —

Der Franzose war von dem Vorgefallenen heftig erschöpft, ich dagegen fühlte mich durch den bestandenen Kampf, mehr aber wohl noch durch Louison's Verband auf-

geregt und ermuthigt, und richtete nun meine Blicke nach der vom Blut überschwemmten Tafel, auf welcher der Jüngling starr und ohne Lebensbewegung, vielmehr mit allen Anzeichen des wirklichen Todes, noch immer ausgestreckt lag. — Mit zwei Polizeidienern untersuchte ich sofort die Schaubühne, und der erste Blick darauf überzeugte mich, daß ein beabsichtigtes Blendwerk sich durch Einmischung eines verderblichen Zufalls blutig verwirklicht hatte. Der Kopf des Jünglings war rundab vom Rumpfe getrennt, wir hoben den Leichnam von der Tafel und durchschauten nun leicht die Maschinerie des Tisches wie auch den Gang des Vorfalls.

Die Tafel war hohl; an der Stelle, wo der Hals des getödteten Jünglings bei Executirung dieses Kunststücks aufzuliegen kam, fand sich eine, mit einem nach der Form des Halses zugeschnittenen Schieber versehene Oeffnung in der Tafel, worein Jener den Kopf steckte, während ein angeschobener Wachskopf von gleichem Bau und Haarfarbe die Stelle des wirklichen einnahm und, nach dem geschehenen Scheinschnitte auf einem Teller den Zuschauern von weitem gezeigt zu werden bestimmt war. Der plötzliche Anblick Louison's — eine Ursache, welche freilich den Polizeidienern unbekannt blieb — hatte den Taschenspieler, just in dem Momente des künstlichen Trugspiels, in den schon länger an ihm bemerkten Wahnsinn zurückfallen lassen und so war, was bloße Augentäuschung bleiben sollte, zur blutigen, entsetzlichen Wahrheit geworden und der Taschenspieler hatte im Anfalle des wüthenden Irrwitzes den

Schwertstreich, der nur zum Scheine geführt werden sollte, wirklich tödtend nach dem Leben des unbekannten, unglücklichen Jünglings gerichtet. —

Als wir einen Schieber, welcher an der hintern Seite der hohlen Tafel befindlich, öffneten, lag zu unserm Schauder das abgeschlagene Haupt des Jünglings innerhalb derselben. Einer der aufsuchenden Polizeidiener legte es zu der Leiche des Unglücklichen, welcher in einem unseligen Gaukelspiele das Opfer eines seltsamen, tödtlichen Mißgriffs geworden war. Wir rissen, da eben kein anderes Tuch aufzufinden war, einen Theil der hintern Gardine ab und deckten sie über den Schreckensanblick. Das Bild der gequälten Psyche lag just auf dem Körper des Ermordeten und ich hatte Gelegenheit, die sprechende Aehnlichkeit dieses Gemäldes mit Louison noch näher zu untersuchen und, bei prüfenderer Betrachtung, dieselbe nur noch mehr gerechtfertigt zu finden. —

Somit wenigstens über den unmittelbaren Zusammenhang des eben Vorgefallenen aufgeklärt, trat ich wieder zu dem Franzosen. Er war so hart angegriffen, daß er sich auf die bleiche Louison stützen mußte; vor allem schien der Anblick des Taschenspielers gewaltsam auf seinen Geist zu wirken, denn sein Blick war nur auf ihn gerichtet und aus einzelnen halbverständlichen Worten, welche er in sich hineinsprach, konnte ich abnehmen, daß seine Gedanken sich ausschließlich mit diesem beschäftigten und er eine Theilnahme der Art für den Unglücklichen hegte, wie nur eine

[illegible] und nähere Bekanntschaft sie zu erzeugen im Stande gewesen war.

Da ich wahrnahm, wie sehr der Anblick des Taschenspielers ihn angegriffen, so drängte ich zum Fortgehen und Louison stimmte mir bei. Der Franzose selbst schien auf diese Aufforderung nur gewartet zu haben und zeigte sich augenblicklich willig, derselben Folge zu leisten. Kaum aber waren meine Begleiter von ihren Sitzen aufgestanden, um mit mir die Bude zu verlassen, so schrie der von vier Polizeidienern festgehaltene Taschenspieler — der sich bisher völlig ruhig bezeigt und nur auf Louison wandellos seinen starren Blick geheftet hatte — mit unbeschreiblich jammervollen und herzzerreißenden Tönen, wie sie nur der dunkle Schmerz des Wahnsinns erzeugen kann: „Luigia! willst Du denn ohne mich in Dein Grab zurückkehren? Bitte, thu' wenigstens den Kopf hinweg, er gehört Dir nun einmal nicht mehr, und Du wirst mich wahnsinnig machen!" Als er aber sah, daß wir demohngeachtet Anstalt machten, uns zu entfernen, da wollte er uns mit Gewalt folgen, und da die Polizeidiener ihn desto fester hielten und sogar den Versuch machten, ihn zu binden, wehrte er sich mit solcher unbändigen Wuth gegen seine Wächter, daß durch das Stampfen und Umhertreten der Ringenden sich ein Bret des dünnen Schaugerüstes lösete und zwischen dem hohlen Boden hinabfiel. Einige der Ringer kamen dadurch zum Straucheln und stürzten mit solcher Heftigkeit hin, daß sie die übrigen Kämpfenden, welche sich rings um den Taschenspieler wie zu einem

Knäuel verstrickt hatten, gewaltsam mit sich niederrissen. In der Bestürzung des plötzlichen harten Falles ließen sie unwillkührlich von dem Festgehaltenen los, und dieser, von Natur behende, durch die Ausübung seiner, Schnelligkeit erfordernden Kunst, wußte die ihm gewordene Freiheit augenblicklich zu benutzen. Ehe noch die wild durcheinander hingestreuten Polizeidiener sich vom Boden aufraffen konnten, war der Taschenspieler aufgesprungen und mit der Schnelligkeit des Blitzes hinter der den Seiteneingang verhängenden Gardine verschwunden, von wo aus derselbe sogleich das Freie gewonnen haben mußte, denn obgleich die Polizeidiener nach verschiedenen Seiten hin ihm nachsetzten und auch im Innern der Bude jeden Raum auf das Sorgsamste durchsuchten, so ward dennoch nicht die geringste Spur von ihm entdeckt, was auch um so erklärlicher, da mittlerweile die Dunkelheit des Abends schon sehr überhand genommen und wahrscheinlich die Flucht des Wahnsinnigen geschirmt hatte. —

Der Franzose athmete sichtbar wieder auf, als er von dem glücklichen Entrinnen des Taschenspielers überzeugende Beweise erhielt, er ließ sich von Einem der Polizeidiener selbst die nähern Umstände der Verfolgung möglichst auseinandersetzen, und ich konnte ihm die innere Beruhigung — wie sehr er sie auch zu verbergen strebte — von der Stirne lesen, als dieser Erzähler aus eigner Ueberzeugung den Glauben aussprach, daß man sich wohl schwerlich Rechnung machen dürfe, des entflohenen Gauklers wieder habhaft zu werden, da derselbe, vermöge seiner betrügeri-

schen Kunst, allzu viele Mittel in den Händen habe, die Nachforschungen der Behörden zu täuschen und den gesetzmäßigen Schlingen der Polizei zu entgehen.

Dem Berichterstatter ward für diese Botschaft ein gewichtiges Stück Geld in die Hand gedrückt, und der Franzose verließ, auf meinen rechten Arm gestützt — während Louison auf seinen Befehl sich an meinen linken hing — die Wache.

Siebzehntes Kapitel.

Castelli und seine niederösterreichischen Gedichte.

Ich hatte Noth genug, in dem weitläufigen Wien mich nach der Wohnung des bekannten Dichters Castelli hinausfragen, aber die gutherzigen Wiener berichten Einen mit so vieler Gemüthlichkeit unrecht, daß man es Keinem übelnehmen kann. Mehrere hatten sogar die Gefälligkeit, mich eine ganze weite Strecke zu begleiten, damit ich auch ja nicht fehlen konnte, und wenn wir an Ort und Stelle waren, erstaunten die guten Menschen nicht wenig, daß wir uns alle Beide versehen hatten. Es ist in Wien eine wahre Lust sich zu verirren, ganz wie im Bereiche der Liebe, nur daß man sich im letztern nicht gern zurecht fragt, was dagegen in Wien eben den Spaß ausmacht. Gleich unsern Canzelrednern, sind die, welche wir nach dem rechten Wege fragen, gefällig genug, selbst mit uns in der Irre herumzulaufen, und, wie in der moralischen Welt, hat man auf den Abwegen jederzeit stärkere und angenehmere Gesellschaft, als auf dem rechten Pfade. — Hat nun ein gefälliger Wiener, von welchem wir uns zu

recht weisen lassen wollen, auf solche Weise sich und uns irregeführt, so hat man Noth, dem Manne begreiflich zu machen, daß dieß nicht der Ort sey, den wir gesucht. Sein Wunsch, uns an den Ort der Bestimmung geführt zu haben, ist so ungeheuchelt und lebhaft, daß er sich gar nicht von dem Gedanken trennen kann, ihn erfüllt zu sehen und Alles aufbietet, um uns zu überzeugen, daß wir wirklich an der bezeichneten Stelle sind. Manche macht dann das Feuer, der Eifer ihrer Beredtsamkeit — besonders wenn sie hartnäckige Ungläubigkeit an uns wahrnehmen — aus lauter Gefälligkeitseifer für uns, beinahe grob, und da auch dies aus so edelmüthigen Beweggründen entspringt, so führet es natürlich wieder zu feinem Spaße.

Als ich mich endlich mit ziemlicher Mühe und Noth zurechtgefragt hatte, öffnete mir eine abgeblühte, aber freundliche Haushälterin die Thüre; mit vieler Dienstfertigkeit nahm sie mir Hut und Mantel ab und bat mich einzutreten. Ein Mann in den ausgehenden Mitteljahren empfing mich mit einfacher, aber gewinnender Herzlichkeit; es war Castelli. Aufrichtig gestanden, hatte ich mir eine ziemlich entgegengesetzte Vorstellung von dem Manne gemacht. Die Jovialität, die Lebenslust und Schalkhaftigkeit, welche die vorherrschenden Elemente seiner dichterischen Erzeugnisse abgeben, ließen mich auf einen Mann von Laune und Lebendigkeit, von Frohsinn und äußerer Eleganz schließen. Ich hatte mich geirrt. Castelli's Züge tragen das Gepräge eines geistigen Stilllebens, Auge und

Mundzügen von Milde und innerer Ruhe, die jedoch nicht frei von einem Anfluge der Schwermuth ist. Dabei liegt in seinem Gesicht wie in seinem Wesen so viel unverkennbare Herzensgüte und einfache Biederkeit, daß man sich schnell mit ihm befreundet und zu ihm hingezogen fühlt.

In seiner Mittheilung ist er eben so einfach und zutraulich, wie in seinen Mienen, doch scheint er dem Gespräche eines persönlich ihm noch unbekannten Menschen, für welchen er sich in einiger Hinsicht interessirt, mit besonderer innern Aufmerksamkeit sich hinzugeben, wie ich aus seinem schnellen Erfassen einiger epigrammatischen Wortwendungen, die mir zufällig entschlüpften, zu bemerken glaubte. Er scheint ein Freund solcher Redepointen zu seyn, wenigstens zergliederte er sie mit einigem Wohlgefallen gewöhnlich noch insbesondere.

In Castelli's ganzem Wesen liegt etwas Wohlthuendes, Versöhnendes. Jeder Stachel bleibt seiner Rede fern, und selbst das Nüchterne oder Verwerfliche deutet er mit einer unschuldigen Ironie an, in welcher gewissermaßen eine Art von Fürbitte oder Entschuldigung liegt. Der Grundzug seines Charakters ist Wohlwollen, und da er diesen unter keinem Verhältnisse verläugnet, sondern unter allen Umständen ihn bewährt, so ist in dem großen Wien auch nur Eine Stimme über ihn, und allenthalben spricht man nur mit Achtung und Auszeichnung von dem vielfach verdienstvollen, geistreichen und liebenswürdigen Manne, dessen redliches Streben und ehrenwerthes Wirken

selbst von jüngern Literaten nicht verkannt wird, die sonst nicht durchgängig seine Ansichten theilen. —

In seinem Häuslichen ist das leitende Princip des Hagestolzen. — Castelli ist unverheirathet geblieben — nicht zu verkennen, und dies mag dem wackern Manne gewiß manchen neckenden Scherz aus dem Munde seiner Freunde zugezogen haben. Man findet ganz diese matronenmäßige Ordnungsliebe, diese altjüngferliche Reinlichkeit und Liebhaberei am Aufputzen und an glänzenden Sächelchen bei ihm wieder, welche, als vorherrschende Eigenschaften, den Charakter des Hagestolzen bezeichnen und selbigen den Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts verwandt machen, obschon der Inhaber selbst dies gewiß auf das Hartnäckigste bestreiten würde.

Seine Zimmer sind mit einer Unzahl von Portraits lebender und verstorbener Schauspieler und Dichter, auch Helden und Staatsmänner geziert, zu denen sich auch andere Kupferstiche, namentlich altfranzösische, in stumpfer Einträchtigkeit gesellen. Selbst mit Conchylien, Tassen und blitzenden Gefäßen hat er aufgeputzt, und in dieser freundlichen, spielenden Liebhaberei glaubte ich den muntern, harmlos scherzenden und tändelnden Geist des österreichischen Volksdichters —, mit welchem Ehrennamen man, wie ich weiterhin zu beweisen hoffe, Castelli wohl belegen darf — wieder zu erkennen. —

Sein wahrer Stolz und seine eigentliche Lebensfreude aber sind die in einem zierlichen und geräumigen Glasschranke aufgestellten Dosen aller Art, deren größter Theil

durch ihre ehmaligen Inhaber zu historischer Berühmtheit gelangt sind. So viel ich mich entsinne, befinden sich darunter Dosen von Napoleon, von Friedrich II., vom Sandwirth Hofer und andern weltgeschichtlichen Personen, denen diese Reliquien-Sammlung unwiderlegbar eine Nase gibt. So viel ist gewiß, daß, unter den genannten drei Zeitheroen, Friedrich II. — als der leidenschaftlichste Schnupfer von Allen — auch die beste Nase besaß und in einem siebenjährigen Kriege alle seine Feinde zum Niesen gebracht hat, obschon keiner derselben sich ein recht herzliches Prosit zurufen konnte. — Napoleon's Nase hatte offenbar in dem Weihrauchdunste der schnellen Größe und des unwandelbaren Glückes gelitten; wenigstens roch er die russische Schneeluft viel zu spät. Der Pulvergeruch vor Leipzig ertödtete dieses Organ völlig, wie hätte er sich sonst in die Arme des nach Steinkohlen stinkenden Englands geworfen, dessen Luft von jeher mit Verrath und dessen Großmuth stets mit dem Knoblauchsgeruche jüdischer Rechnenkünste geschwängert war, und dessen Nationalfarben Spleen und Gaunerei sind! —

Ob übrigens der treffliche Castelli, bei seinem sichtlichen Enthusiasmus für dergleichen historische Nachlaßeffekten, bei deren Ankaufe nicht selten arg hinter's Licht geführt worden seyn mag, wage ich weder zu behaupten, noch abzuläugnen. Jede Liebhaberei ist leichtgläubig, blindvertrauend, und wie mit den Menschen, geht es ihr mit den Sachen. Hat man doch selbst unserm ehrwürdigen

und hinwieder Archäologen, dem Vater Böttiger — muthmaßlich mit Unrecht — einen ähnlichen Vorwurf gemacht. —

Castelli's Behausung dient zugleich zu einem Versammlungsorte und Sprechsaale für die Gelehrten Wiens. Besonders in den Frühstunden findet man daselbst einen Cirkel interessanter Männer, Gelehrter, Schriftsteller und Beamten, welche sich theils durch die persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften des Wirthes, theils durch dessen reiche Sammlungen von Antiquitäten aller Arten dorthin gezogen fühlen mögen. Dies verleiht natürlich seinem Hause einen besondern Reiz, und giebt der Stellung unsers Dichters auch aus dem gesellschaftlichen Verhältnisse heraus betrachtet, einen interessanten Charakter, der vorzüglich für Fremde anziehend ist.

Ich fand, unter andern dergleichen Männern, auch einen jungen Archäologen bei ihm, einen Antiquar aus Liebhaberei. Der Mensch schien unverschämt viel gelesen zu haben, aber es grünte in ihm nicht. Sein Geist roch nach der Kellerluft; nirgend Wärme und Empfindung; und was er ja von sich gab, war blos Gewächs, nicht Blüthe, ohngefähr wie der Schimmel am verdorbenen Brote, und führte eben so wenig geistigen Nahrungsstoff in sich, wie die Pilze — jene ekeln Sprößlinge von Moder und Fäulniß — physischen enthalten mögen. Und, hilf Himmel! wie sah der Mann aus! nicht anders, als sey er in der Buttermilch ertrunken. Zwei übersichtige Augen blinkten mit so staarbleichem Glanze — wie Rockknöpfe von verdächtiger Composition — ihm im Kopfe

durch ihre einstigen Inhaber zu historischer Merkwürdigkeit gelangt sind. So viel ich mich entsinne, befinden sich darunter Dosen von Napoleon, von Friedrich II., vom Sandwirth Hofer und andern weltgeschichtlichen Personen, denen diese Reliquien-Sammlung unwiderlegbar eine Nase gibt. So viel ist gewiß, daß, unter den genannten drei Zeitheroen, Friedrich II. — als der leidenschaftlichste Schnupfer von Allen — auch die beste Nase besaß und in einem siebenjährigen Kriege alle seine Feinde zum Niesen gebracht hat, obschon keiner derselben sich ein recht herzliches Prosit zurufen konnte. — Napoleon's Nase hatte offenbar in dem Weihrauchdunste der schnellen Größe und des unwandelbaren Glückes gelitten; wenigstens roch er die russische Schneeluft viel zu spät. Der Pulvergeruch vor Leipzig ertödtete dieses Organ völlig, wie hätte er sich sonst in die Arme des nach Steinkohlen stinkenden Englands geworfen, dessen Luft von jeher mit Verrath und dessen Großmuth stets mit dem Knoblauchsgeruche jüdischer Rechnenkünste geschwängert war, und dessen Nationalfarben Spleen und Gaunerei sind! —

Ob übrigens der treffliche Castelli, bei seinem sichtlichen Enthusiasmus für dergleichen historische Nachlaßeffekten, bei deren Ankaufe nicht selten arg hinter's Licht geführt worden seyn mag, wage ich weder zu behaupten, noch abzuläugnen. Jede Liebhaberei ist leichtgläubig, blindvertrauend, und wie mit den Menschen, geht es ihr mit den Sachen. Hat man doch selbst unserm ehrwürdigen

und biedern Archäologen, dem Vater Böttiger — muthmaßlich mit Unrecht — einen ähnlichen Vorwurf gemacht. —

Castelli's Behausung dient zugleich zu einem Versammlungsorte und Sprechsaale für die Gelehrten Wiens. Besonders in den Frühstunden findet man daselbst einen Cirkel interessanter Männer, Gelehrter, Schriftsteller und Beamte, welche sich theils durch die persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften des Wirthes, theils durch dessen reiche Sammlungen von Antiquitäten aller Arten dorthin gezogen fühlen mögen. Dies verleiht natürlich seinem Hause einen besondern Reiz, und gibt der Stellung unsers Dichters auch aus dem gesellschaftlichen Verhältnisse heraus betrachtet, einen interessanten Charakter, der vorzüglich für Fremde anziehend ist.

Ich fand, unter andern dergleichen Männern, auch einen jungen Archäologen bei ihm, einen Antiquar aus Liebhaberei. Der Mensch schien unverschämt viel gelesen zu haben, aber es grünte in ihm nicht. Sein Geist roch nach der Kellerluft; nirgend Wärme und Empfindung; und was er ja von sich gab, war blos Gewächs, nicht Blüthe, ohngefähr wie der Schimmel am verdorbenen Brote, und führte eben so wenig geistigen Nahrungsstoff in sich, wie die Pilze — jene ekeln Sprößlinge von Moder und Fäulniß — physischen enthalten mögen. Und, hilf Himmel! wie sah der Mann aus! nicht anders, als sey er in der Buttermilch ertrunken. Zwei übersichtige Augen blinkten mit so staarbleichem Glanze — wie Rockknöpfe von verdächtiger Composition — ihm im Kopfe

herum, zwischen ihnen hatte die Natur eine ungebliche Nase, gleich einer Wagendeichsel, hinausgeschoben, und überdem war diese Physiognomie, welche sicher ihren Platz in irgend einer Naturgeschichte gefunden haben würde, von einem zwischen Bleiweiß und Schmutzgrün zweifelnden Farbentone übertüncht, als ob sie früher einmal als Hühneraugenpflaster gedient habe. Seine Sprache klang, wie wenn man mit den Fingernägeln an einer Kalkwand schabt; kurz der Zufall hatte alles Krankhafte, alle Langweiligkeit der Erde auf einem Haufen gekehrt und daraus einen jungen Archäologen und Antiquar aus Liebhaberei, gebacken. Solche lebende Geisteslazarethe sind mir von jeher in den Tod zuwider gewesen, und ich konnte daher auch dieses Geschöpf, welches aus einem glaubwürdigen Munde, nämlich von Castelli selbst, ein Mensch genannt wurde und sonach schon dafür gelten mußte, nie ansehen, ohne daß mir, so zu sagen, der Tod über's Grab lief. —

Zu meinem Glücke saß ihm zur Seite ein Schweizer, eine Kernnatur, schroff aber fest wie die Alpen, der Charakter abgestuft, aber ächt, rein und harmonisch, wie das Echo seiner Berge. Körperliche und geistige Fülle strotzte in seinen Worten und Geberden, kräftige Natur und unverschnörkelte Geistesbildung leuchteten unverkennbar aus seinem ganzen Wesen. Wenn das Molkengesicht des Archäologen mir den Athem schnürte, so sah ich meinen Schweizer an, und es war mir dann zu Muthe, als ob ich aus einem Schwitzbade in die sausende, frische Berg-

luft hinaufstrahlte, oder den Anblick eines Speckpicklings mit dem eines Wilhelm Tell vertauschte. Und wenn er von seiner Schweiz sprach, so leuchteten ihm die Augen, wie die Sonne hinter den Gletschern. Leider läßt sich jetzt nicht viel Erbauliches von dem Lande erzählen. —

Einen andern Schweizer hörte ich einmal von seinem Vaterlande sagen: „es würde ein Paradies zu nennen seyn, wenn nur die Politik darin nicht so hundsföttisch wäre." — Und ich glaube selbst, daß er Recht hatte. Die Schweiz ist in sich selbst eine arge Ironie der deutschen Freiheit, und die Natur hat dort eine Satyre auf ihre Bewohner geschrieben. Die Berge, die Gletscher, die Alpen stehen als ungeheure Freiheitsgesänge da, der Sturmwind, die Cataracten und das tausendstimmige Bergecho haben die welterschütterndsten Melodieen dazu componirt, die ehrlichen Bergbewohner verstehen blos die Musik, nicht den Sinn, und merken nicht einmal, daß der Weltschöpfer sie in den Schönheiten ihres eignen Landes persiflirt hat, daß er just auf ihre Zwangketten die Spottworte: Freiheit und Gleichheit, schrieb! — Und die Leute sind harmlos genug, blos die Inschrift zu sehen, und nicht die Ketten, und die Oesterreicher sind wiederum gescheut genug, ihnen die Inschrift nicht auszulöschen, da ihnen dieselbe einmal so viel unschuldiges Vergnügen gewährt. Denn die Freiheit nimmt sich geschrieben ganz allerliebst aus, und darum gemahnen mich alte Pergamente und Freiheitsurkunden immer wie zierlich geschriebene Speisezettel, auf denen die appetitlichen Gerichte von der Welt verzeichnet sind und

die unsere Gaumen schon in der Imagination theilt, es uns endlich ganz vergessen machen, daß alle diese Delikatessen nur geschrieben dastehen und in der Wirklichkeit für den Augenblick gar nicht vorhanden sind. Darum statuire man den Leuten dergleichen Seligkeiten wenigstens im Papiere. Selbst der liebe Gott würde nicht halb so viel Credit unter den Christenseelen besitzen, wenn er ihnen seinen Himmel nicht schwarz auf weiß im neuen Testamente verschrieben hätte. In früherer besserer Zeit gab er seine Gebote und Verheißungen sogar in Stein gegraben von sich, aber es ist kein Glück damit gewesen. Schon die Juden haben sie einmal zerbrochen und das andere Mal verloren, und in der Schweiz — wo der liebe Gott ebenfalls in die Steintafeln der Berge und Felsen sehr leserlich schrieb: „Ihr sollt frei seyn in einem freien Lande!“ — hat die Wiener Politik ihm eine zeitgemäße Correctur hineingeschwärzt, und nun steht geschrieben: „Ihr sollt Knechte seyn in einem freien Lande!“ —

Es ist die höchste Malice unserer Dichter, wenn sie die Schweiz ein freies Land nennen, sie ist blos ein Kerker, welchen die Luft von allen Seiten durchstreicht, die Sonne von allen Seiten bescheint, aber sie ist doch ein Kerker. Wenn ein Schweizer auf der Spitze der Alpen steht und gut geladen hat, so ist er der freieste Mensch unter der Sonne, nicht einmal die Wiener Polizei wittert ihn an, weil es da oben nicht der Mühe werth wäre, und wenn er just bei Stimme ist und die Luft nicht nach Oesterreich hineinstößt, so darf er den Felsenkegeln und

Berghänern sogar ein liberales Lied vom [illegible] oder Tell vorsingen. Kurz man gestattet ihm da droben die unbedingteste Freiheit, wie überhaupt allenthalben, wo es nichts damit anfangen und nur mit sich selbst frei seyn kann. Aber der Hunger oder die Langeweile treiben ihn wieder in's Thal, und unten ist der Freie wieder Knecht mit den Knechten. Man könnte eben so gut einen Stein, den man in die weite Luft hinausschleudert, ein freies Wesen nennen, und wirklich ist er dies einigermaßen, so lange die Fortwirkung des Schwunges ihn im Freien, abgezogen von der Masse der Allgemeinheit erhält. Aber die Kraft, die ihn treibt, läßt nach, er schwankt, fällt zurück, und ruht nun wieder, ein Stein bei Steinen, gefesselt in seiner eignen, willenlosen Schwerkraft, welche tyrannisch-schlau ihn just im Mittelpunkte seines Gewichtes gefesselt hält. — Also den Stein fesselt seine Schwere, den Böhmen sein Stumpfsinn, den Italiener seine Faulheit und Gesangsliebe, den Ungar sein Weifern und den Schweizer sein, freilich trügerisches Freiheitsgefühl und seine angeborene Liebe zur Heimath. Man könnte einem Schweizer jede Sehne und Muskel binden, er würde es sich nicht einbilden gefesselt zu seyn, und eher würde man einen Todten zu der Ueberzeugung bringen, er werde noch zu einem hohen Lebensalter gedeihen, als daß ein Schweizer, selbst in zehnfacher Zwangjacke, es sich einreden ließe, daß er ein Knecht sey. Gaukler kennen ein Kunststück, daß nämlich eine Henne — wenn man sie auf den Rücken legt und mit Kreide ihr einen Reifen um Schnabel und Füße

zeichnet — sich einbildet, gebunden zu seyn und demgemäß, ihre vermeintliche Bande stets im Auge behaltend, ruhig und lautlos liegen bleibt. Ein ächter Schweizer spielt just das Kehrstück zu einer solchen Henne. Man kann ihn, an Händen und Füßen geknebelt und gebunden, in einen ehernen Thurm werfen und ihm dabei mit Kreide das Banner der Freiheit auf die Nase zeichnen, so glaubt er sich ein freier Mensch und weiß von seinen Ketten nicht das Geringste. Ich glaube, man könnte ihm die Kehle mit einem Hanfseile zuschnüren, und er würde sich noch beklagen, daß er viele Luft einschöpfe, und gar nicht bemerken, daß er ersticke. —

Die Anhänglichkeit für das Vaterland ist ein schönes, sogar ein höchst poetisches Gefühl, aber sie macht den Menschen gewissermaßen schwerfällig, es geht ihm damit wie den jungen Hühnern, die nicht gut laufen können, so lange sie noch die Eierschale hinten kleben haben, woraus sie gebrütet wurden. Auch der Schweizer stößt sich überall an seine Vaterlandsliebe, sie macht ihn liebenswürdig, aber philisterhaft, und insibulirt seine Thätigkeit, seine Kraft, vor allem aber sein Nachdenken, und dies am meisten macht ihn gut österreichisch gesinnt. Hätte er weniger Liebe, oder auch nur weniger Vorurtheil für sein Vaterland, so würden ihm doch dann und wann die Augen über seinen Zustand aufgehen, er würde sehen und fühlen, daß diese Berge die alten sind, daß aber eine andere Luft um sie weht, und daß es wohl noch eine Schweiz gibt, aber keine Schweizer mehr. Aber eben dies ist das Un-

glück, der Schweizer liebt nur das Land, nicht die Menschen, und so lange die Oesterreichische Politik ihm nicht seine Berge abtragen, nicht sein Echo zum Lande hinausjagen läßt, ist er zufrieden. Daher das schlechte Zusammenhalten der Eidgenossenschaft, daher der unselige Collegenneid der Cantone unter einander, das Ueberheben des einen Distriktes vor dem andern, kurz die große Harmonie der dortigen Natur und die armselige Zerspaltung der Menschen.

Dies sind nicht die alten überkräftigen Helvetier, von denen ich spreche, nicht die Zeitgenossen eines Winkelried und Tell, nicht die Ueberwinder des wüthenden Burgunders, es sind die neuern Schweizer, und sie sind nur ein verkümmerter Sprößling ihrer Ahnen.

Jede Nation muß sich früher oder später einmal todt blühen, sie erzeugt dann nur spärliche, halbreife Früchte, und wie ein üppigtreibender Acker, muß sie während dieser Zeit ruhen, oft Jahrhunderte lang, ehe sie wieder zu kräftigen Thatenkeimen gedeihen mag. Die Helvetier haben einst geschaffen und gewirkt, die Ueberfülle ihrer eignen Kraft hat sie erschöpft, und jetzt träumen sie nur noch von ihren Thaten, träumen in ihren stumpfsinnigen Fieberphantasieen und wissen nichts zu wirken, denn das Volk der Schweizer ist todtkrank. Außer dem todten Begriffe eines Vaterlandes, ist an ihnen Alles nur fixe Idee, ihr Haß wie ihre Liebe; nur ein willenloser Instinkt führte sie gegen die jugendlichen Adler Napoleon's, nur ein Eigensinn, der sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wußte,

ließ sie für das Haus Oesterreich kämpfen, stürzte sie in die Bajonette der Franzosen und hieß sie einen Namen hassen, der sich ihnen noch niemals als Feind bewährte. —

Doch ich bin über diesen Betrachtungen gänzlich von meinem eigentlichen Capitel abgekommen. Beim Abschiede verehrte mir Castelli seine niederösterreichischen Gedichte *), welche in seinem Vaterlande außerordentliches Aufsehen erregt haben und die im Auslande sicher auch zu gleichem Erfolge gelangen würden, wenn die andern Deutschen den Muth hätten, auf die Gefahr der anfänglichen Schwierigkeit hin sich in den Geist der Sprache, zu dessen leichterer Erfassung der Dichter in den vorhergehenden grammatischen Andeutungen so hilfreiche Hand geboten hat, hineinzuarbeiten. Keiner sollte sich durch die ersten Mühen, durch das fremdartige Aussehen der Wörter, abschrecken lassen, die letzteren werden uns, nach kurzem Umgange, schnell vertraut, und gewiß ist dieses Bestreben später mehr, als manches andere Studium, lohnend und genußreich.

Castelli ist gewissermaßen der Repräsentant des schöngeistigen Lebens in Wien, und die Worte, welche Oehlenschläger ihm in's Stammbuch schrieb, deuten eben,

*) Gedichte in niederösterreichischer Mundart von J. F. Castelli. Sammt allgemeinen grammatischen Andeutungen über den niederösterreichischen Dialect überhaupt, und einem Idioticon zur Verständlichmachung der in diesen Gedichten vorkommenden, der n. ö. Mundart ganz eigenthümlichen Wörter. Wien. In Commission bei F. Tendler. 1828.

falls darauf hin. In seinen Gedichten — namentlich den niederösterreichischen — findet man ganz dieselbe kindliche und neckende, aber wohlwollende Natur wieder, welche den Grundstoff im Charakter des Oesterreichers bildet. Es sind in seinen Schriften, wie in der Sprache seiner Landesgenossen, so sinnige, feine Wahrheiten enthalten, die wohl geeignet wären, in den ästhetischen Cirkeln Norddeutschlands, oder wohl gar in den pikanten Pariser Salons Glück zu machen und Aufsehen zu erregen; aber alle diese Wahrheiten streben, solche Auszeichnung umgehend, vielmehr sichtlich darauf hin, nur im schlichtesten Gewande zu erscheinen, und das herzlich-volle Lachen einer gesunden Natur gilt dem Scherze des Wiener Volksdichters mehr, als das coquette Unterlippenlächeln einer geistreichen, aber an Migraine leidenden Dame Norddeutschlands. Der österreichische Humor und der eines Castelli will, gleich einer kräftigen Bergluft, mit voller Brust eingeathmet seyn, aber man darf ihn nicht, gleich den nach Lavendelwasser riechenden Berliner Calembour-Zephyren, sich zierlich zuführen lassen und mit üblichen und naturgemäßen Anstandspausen in ästhetischen Diebsportionen schlucken, damit sich keiner etwa verkutzt. —

Auch finden wir in diesen niederösterreichischen Gedichten ganz die naive Kürze dieser Leute wieder, welche namentlich die dortigen Mädchen so reizend kleidet und die Castelli, in seinen vorangeschickten „verschiedenen Andeutungen," bei Gelegenheit seiner Auslegung des allbekannten nationalen Wortes „hålb" (das von ihm bald

als das hochdeutsche denn, eben, nun einmal ꝛc. bald auch als bloße Verstärkung irgend eines Nebenwortes, angegeben wird (durch ein sehr sinnreiches praktisches Beispiel erläutert, welches hier wörtlich einen Platz finden mag: —

„Ich kann mich nicht enthalten (bemerkt er), hier ein Beispiel anzuführen, wo das einzige Wörtlein hålb Alles ausdrückt, was ein gekränktes Gemüth gegen eine herabwürdigende Beleidigung zu erwiedern vermöchte. Ich ging auf der Straße, und sah vor mir ein sehr hübsch gebautes Bauermädchen mit einem Korbe voll Trauben gehen. Ein junger Mensch beäugelte sie lüstern von allen Seiten, schnüffelte um sie herum, und hatte endlich sogar die Kühnheit, sie in den vollen, runden Arm zu kneipen; da blieb sie stehen, maß ihn mit großen Augen, stemmte beide Arme in die Seiten und redete ihn in einem spöttisch-fragenden Tone mit den Worten: Nån hålb? an. Nur der Niederösterreicher allein fühlt die ganze Kraft dieser winzigen zwei Wörter. Sie sollen heißen: Was willst du von mir? Wie kannst du dich erfrechen, mich zu betasten? hältst du mich für eine Schandbirne? Ich bin ein braves Mädchen, und du wärst schon gar nicht der Mann, dem ich Rede stehen möchte, und wenn du nicht auf der Stelle gehst, so werd' ich dich moren lehren. — Ich sehe manchen Fremden über diese Auslegung lächeln, aber ich versichere, daß in diesem Wörtlein

mit dem gehörigen Tone verbunden, wirklich all' dieser Sinn liegt." —

Allerdings streift diese allumfassende Auslegung zweier Sylben an's Unglaubliche, allein man muß bedenken, daß die gleichgültige Miene des Papiers nicht die des zürnenden Mädchens erschwingt, welches mit Ton, Geberde und Gesicht seinem einfachen Worte erst den Nachdruck gab und den eigentlichen Charakter verlieh. Und mit dieser Berücksichtigung wird Freund Castelli seinen kühnen Prozeß wohl gewinnen.

Es liegt in dem Wörtchen halb eine so willenlose, unbewußte Poesie, wie in den Lauten selbst, und diejenigen Fremden, welche es blindlings um sich werfen, um damit eine angebliche Nachahmung der österreichischen Sprache herauszubringen, werden höchstens eine deren wahrem Wesen völlig entfremdete Carrikatur erzielen und mögen Castelli's darüber ertheilte Strafpredigt und Abfertigung auf sich anwenden und beherzigen.

Wirklich verdient unser Dichter — welcher, wie er in seinem Vorworte selbst erklärt, bei seiner durch mehrfache Gelegenheit erlangten Kenntniß des niederösterreichischen Dialectes, wohl gefühlt hat, „welche Naivetät, welche Fröhlichkeit, aber auch zugleich welch' ein tiefes Gemüth in demselben liege" — den von mehreren Seiten ihm gewordenen Vergleich mit Hebel, welchen er schon seit längerer Zeit als seinen Liebling anerkannte und der ihm, bei Abfassung volksthümlicher Dialectgedichte, als Vorbild natürlich am nächsten liegen mußte. Er hat ihn in der

wunderbaren Verschmelzung des Tändelnden mit wahrhaft poetischer Gemüthstiefe, der einfachen Anschauung mit einer gewissen heitern Ironie, des klagenden kindlichen Schmerzes mit dem schauerlich-stillen Tone der Ballade, kurz in allen den tiefergreifenden Naturlauten einer seelenvollen Gemüthlichkeit und Naivetät, erreicht und steht ihm auch in der Kenntniß und in der eben so sichern als gefälligen Behandlung seiner Mundart nicht nach. Es sind Volksgedichte im edlern Sinne, einfach genug, um einem kunstlosen Gemüthe wohlthuend und anlockend zu werden, und bedeutungsvoll genug, um auch höhere Ansprüche ächter Poesie nicht unbefriedigt zu lassen.

Wie rein naiv ist z. B. folgendes Liedchen, welches Castelli mit einer gewissen Vorliebe zu dem ersten seines Buches gemacht hat: „Aloan (Allein).“

„I han eng a Haisl an Roan,
Das Haisl is sauw'r und nöd kloan,
Aw'r al maini Zima
Dö gfal'n ma bald nima:
Den i bi in den Haisl aloan.

Fül Vöga le, bald gros und bald kloan,
Dö sids'n foarn'n Haisl au'm Roan,
San G'sang'l buad schal'n,
Aw'r's wül ma nöd gfal'n:
Den i hea bald dö Vöga ln aloan.

Au'm Wea cha l foa n Haus schdehd a Schboan,
Da sids' i und schnaid maini Schboan,
Da siachd ma waidmechdi,
Dö Aussichd is brechdi:
Awr's g'fraid mi des Schau'n nöd aloan.

Main Bödd'l is woach und nöd kloan,
I awa lich hoa t wia — n — a Schboan;
I walz mi hald uma
Als hed' i an Kuma
Den i lich hald in Bödd'l aloan.

A Dia n had da Wia t fon da G'moan,
Dö wa sia mi rechd, wia — n — i moan:
Zu'n Wai han i s' g'numa
In foaringa Suma,
Und sida — den *) bin i nima aloan.

Es wül's awa hiazd nima doan;
Main Haisl dös wia d ia schon z'kloan.
Dö Rua is ausg'flog'n,
I han mi bidrog'n,
O! i wolt' i wa wida aloan!"

*) sida — den: seitdem.

Und welches klagende, schmerzlich-schaurige Gefühl, so ganz dem Charakter einer Volksballade entsprechend, durchathmet nachstehendes Gedicht, welches in seiner milden Schwermuth wohl zu den vorzüglichsten des Buches gehört; „da Bach!“

„Da Bua, dea schdehd bain Bach,
Und schaud eam drauri nach!
„Du glicklig's Wassal!“ — hӧbd a an, —
„Das dua t'n awirina kan,
Wo maina Lisl ia Hidd'l schdehd,
Und wo s' bai dia schbadsia 'n gehd:
O Wassal! o i bid,
Liab's Wassal, nim mi mid!“

Da Bua, dea schdehd bain Bach,
Haind had a goa koan Glach:
Den d' Lisl dӧ schdehd bain eam da,
Ea halsd s' rechd nach sain Gniag'n ah.
Und wia asd *) glanzd da Schdea ndlschain,
Da schdaig'n s' in a Schinackl **) ain,
Da Bach, dea schdraibd si nid,
Al zwen nimd 's Wassal mid.

---

*) aſt: ſchon. **) Schinackl: Nachen.

Da Bua, dea schdehd bain Bach,
Und schaud eam drauri nach,
Dö Augna sand eam nes und driaw,
Den d' Lis'l had an Anda'n liaw;
Sain Wang is bloach und fald eam ain;
Fül Drobfna fal'n in's Bach'l drain:
„O Wassal! o i bid,
Nim s' zu da Lis'l mid!"

Dö Lis'l schdehd bain Bach,
Gfraid si au'm negs'dn Dach,
Wal s' mid an Buam, goa raich und schen,
Schon muaring zum Aldoa sol gehn;
Si lachd in's Bachl aini drain,
Und denkd, wia s' muaring schen wia d' sain.
„O Wassal!" — ruafd s' — „i bid,
Liab's Wassal! gfrai di mid!"

Da Bua, dea schdehd bain Bach,
Schda schaud a 'n Wassal nach,
Ganz z'rafd san saini schwoa z'n Hoa,
Und d' Jack'n had a z'riss'n goa . .

Ea schaud und schaud — das Bach'l braußd,
Ea schlagd fia 'n Kobf si mid da Faußd,
Hiazd sbringd a drain — suachd Frid,
Und 's Wassa l nimd 'n mid.

Dö Lis'l gehd bain Bach,
Ia Braidigam gehd ia nach,
Sö röd'n und g'schboasln alaband:
Da bragd da Bach 'n Buam an's Land;
Grad fua da Lis'l wia sd a 'n aus;
Sie schaud, sie schraid — ia kumd a Graus,
Had nimamea an Frid,
Bis 's Wassa l ah nimd mid."

Höchst anmüthig nimmt sich die niederösterreichische Mundart im Ausdrucke einer gewissen schalkhaften Kürze aus, welche gleichsam noch weit mehr hinter'm Berge zu halten scheint, als sie eigentlich mit klaren Worten sagt. Dies spricht sich z. B. in dem kurzen erzählenden Liedchen: „'s Halda-Ba l (das Hirten-Pärchen) ganz besonders treffend aus:

„Da Hans'l halt Ogsna, dö Gred'l halt Kia,
Und afd ham s' anand gea n griagd, ma woas goar nöd wia.

Da Hanſ'l had ausbrib'n um ſtari fua Dach,
Und dö Gred'l had ausbrib'n um finfi glai nach.

Da Hanſ'l had hindrib'n zum Gmoanwia t ſain'n Droad,
Und dö Gred'l had hindrib'n dandmad af d' Woad.

Dö Gred'l had dúd'ld herent *) bai dö Kia,
Und da Hanſ'l had dudelt fon brent'n **) mid ia.

Da Hanſ'l had iwri ***) a Buſſ'l g'woa fa,
Und dö Gred'l had aſch'n oan's iwrakai'n †) a.

'n Hanſ'l ſaini Ogsna, da Gred'l iari Kia,
Soan unt'ranand kema, ma woas goa nöd wia.

Da Hanſ'l und d'Gredl ſean ah bainand g'wöſd,
Und Neamsd had's nöd g'wuſd, dös woa ſchon's alaböſt.

Und g'hairad ham ſ'aſd, 's ſchdengan biagd in oan'n Haus
Dö Ogsna und d'Kia, und ſo is dö G'ſchichd aus."

Die Schmiegſamkeit dieſes Dialectes und Anwendbarkeit deſſelben für alle Versarten, ſelbſt für die elegiſche,

---

*) herent: herüber.
**) brent'n: drüben.
***) iwri: hinüer.
†) iwra: herüber; kai'n: werfen.

ist wirklich zu bestaunen und zeugt für seine Lieblichkeit, aber zugleich auch für seine Kernhaftigkeit. Einige Distichen aus dem im Ton und Durchführung ganz vorzüglich gehaltenen, größern beschreibenden Gedichte: „da Baua bain Koasa saina Grangad (der Bauer bei des Kaisers Krankheit)“ mögen den Beleg zu dieser gemachten Bemerkung abgeben:

„Dromad *) sizd a au'm Wag'n, und wia's selwa will,
lassd a 's Ros geh'n,
Denkd: Was i hoambringa dua, bring i noch alawal
z'frua;
Singa duad a hiazd nöd, und ah da Dowag schmöckd
eam nima,
Fluach'n dad a wohl gea'n, awa ea fia'chd si da
Sind.
Danichi Baua'n bigög'nd a au'm Wög, und dö doan a
schen griaß'n,
Awa ea dankd eana kam, so das s'akema **) fua
eam,
Und da Dani zun Anda'n glai sagd: „Was muas 'n
Bachhuaba

*) dromad: oben.
**) dakema: erschrecken.

Den iwa d' Löwa sain g'foa'n, das a so gre-
masst *) is?" —
Wain an oanschichding **) Wia dshaus, was schdehd aum
Wöch an da Schdraßn,
Wo-r-a sunsd Hai gõb'n had, wan a in d'Schdad
aini is,
Foa d a och dosmahl fahai; da Wia d schdehd grad unta
da Dia da,
Ruasd eam: „Bachhuaba! wia schlaund's? ***) wia d
haind nõd g'waßad hai mia?
I haw haind oan anzabsd, an Zwoaazwoanzga an guad'n!"
Und da Bachhuaba sagd drauf: „„Dang schen, i han
haind koan Dua schd."" —

*) gremasst: verdrüßlich.

**) oanschichding: einzeln, einsam.

***) Wia schlaund's: wie geht es?

Achtzehntes Kapitel.

Louison.

Als ich, der wiederholt erhaltenen Einladung gemäß, am folgenden Tage den Franzosen im Gasthofe zum „goldnen Lamm" besuchte, kam mir, auf dem Wege dorthin, seine ganze Erscheinung wie ein bloßer Traum vor. Selbst mit Louison erging es mir nicht besser, und wenn ich an sie dachte, war es mir jedesmal, als ob ich von einer wunderholden Blume geträumt, die vor einem Jahrtausend einmal geblüht habe. Es lag auch etwas so Duftiges in ihrem ganzen Wesen, daß solch' eine Verirrung meiner Phantasie höchst erklärlich war.

Kurz ich hätte darauf schwören wollen, daß, wenn ich im Gasthofe nach dem Franzosen fragen, der Kellner mich tüchtig auslachen würde, weil ich von dem Manne und von seiner Tochter nur geträumt zu haben glaubte. Und im Grunde gehörte Louison auch nur in einen Traum hinein, denn für die Wirklichkeit mit allen ihren pfuscherhaf-

ten Ausgeburten war sie zu schön, zu himmlisch und auch zu gut und zu rein.

Ich erstaunte nicht wenig, als der von mir mit gar schüchterner und ungewisser Stimme befragte Kellner mich wirklich nach einem Zimmer hinwies, welches der beschriebene Franzose bewohnen sollte. Ich war so furchtbar zerstreut, daß ich, ohne erst anzupochen die Thüre öffnete und eintrat. Mit einem leichten Schrei sprang, bei meinem plötzlichen Eintreten, eine junge Dame, die ich im Negligee überrascht hatte, vom Pianoforte weg und huschte in das in die Stube stoßende Seitenkabinet, aus welchem sie jedoch, in ein leichtes Hausgewand geworfen, augenblicklich zurückkehrte. Es war Louison, und der Franzose war nur auf kurze Zeit ausgegangen. Es war also kein Traum.

Ich wußte in jenen Augenblicken nicht so recht, ob ich in's Himmelreich oder in's Narrenhaus gehörte, und da diese beiden Bereiche in ihren Gränzen so ziemlich hart an einander stoßen, so war der Irrthum um so verzeihlicher. Ich mochte blaß und roth zugleich aussehen.

Auch Louison schien mir schüchterner; das Gefühl, sich allein in meiner Nähe zu wissen, verbunden mit meinem stürmischen Eintreten, mochte sie verlegen machen. Ich gewann endlich den Muth, mich ihr zu nähern, um eine Entschuldigung, so gut oder so schlecht sie gelang, hervorzubringen, aber ich hätte beinahe diesen Funken Heldenfeuer überschnell wieder in mir ausgelöscht, da ich im Gespräche zufällig ihre Hand vorbeistreifend berührte. Es

ward mir dabei nicht anders, als hätte ich unversehends einen Zitteraal angegriffen, und namentlich mein Herz bekam dabei einen so grunderschütternden electrischen Schlag, daß ich meinte, es würde mir aus dem Leibe springen. Es wäre zwar nicht weit gekommen, denn ich wette, es wäre direct nach Louison's Augen geflogen und darin entweder verbrannt oder ertrunken.

Uebrigens war mir in diesem Momente gar nicht so spaßhaft zu Muthe, vielmehr glaubte ich es deutlich zu fühlen, wie bei dieser zufälligen Berührung ein wüthend-innerer Schmerz durch mein ganzes Wesen krallte, der Athem stockte mir und ich glaube, ich wäre umgesunken, hätte nicht Louison, meinen Zustand wahrnehmend, mich bei der Hand ergriffen. Ich weiß nicht, welcher Geist der Verblendung mich dabei erfaßte, ich drückte ihre Hand zermalmend in der meinigen, und mit bitterer Leidenschaftlichkeit, für welche ich keinen Grund anzugeben gewußt hätte, sagte ich: „was halten Sie mich zurück vom Sturze, himmlische Louison? Sie wollen ja doch meinen Tod! Ich rettete Sie vor der Mordgier eines Wahnsinnigen, mein Blut floß für Sie, und ihre Dankbarkeit ist die, daß Sie mit langsamer Qual mich tödten!" —

Louison blickte schweigend vor sich nieder, aber es war mir, als fühlte ich meine Hand in der ihrigen flüchtig, aber fest, schmerzhaft fest gedrückt. „Sie schweigen?" fuhr ich noch bitterer fort: „Mich, dem Sie den Tod aus Ihren Augen gönnen, sollten Sie doch mindestens eines Wortes würdigen, und wäre es auch nur, um mordend des

Opfers zu spotten, das Ihre himmlische Schönheit, oder besser Ihre unsägliche Härte, zum Dank für gewagte Rettung, einem Untergange weiht, der von Ihrer Hand ihm willkommen, ja selig seyn wird!" —

Ich wollte hinausstürzen, aber ich fühlte mich zurückgehalten, süßgefesselt von Louisons warmen, bebenden Händen. Zauberholde Worte tönten mich aus ihrem Munde an, Schmeichelgeberden ihrer kindlichen Wonne drängten sich an mein Herz. — — Alles zerrann vor meinen Blicken in dämmerlicher Trunkenheit, und nur in marter-voll-beseligenden Fieberphantasieen späterer Zeit kehrte mir zuweilen der Traum von einem überirdischen Augenblicke wieder, wo eine Louison mich geliebt, eine Louison mich geküßt habe! —

Neunzehntes Kapitel.

Geschichte des Kopfabschneiders.

Und wenn ich mir den Kopf noch so zerbrechen wollte; ich könnte mich der Worte nicht entsinnen, welche Louison damals zu mir gesprochen hat; ihr Andenken ruht in meinem Herzen, wie in einer versiegelten Gruft, selbst für den Eigenthümer unzugänglich. Meine Erinnerung umschließt, gleich einer Urne, die geweihte Asche, nicht das Bildniß eines Engels, den ich Louison nannte. —

Ich hatte auch nie hoffnungsreiche Erwartungen für das Glück dieser Liebe, sie war mir zu wesenlos, zu duftartig für diese Erde, auf welcher sich Alles nur durch Schwere hält. Louison's Wesen hatte, neben aller Frische ihres jugendlichen Lebens, just in dem vollsten Ausdrucke ihrer Liebe so etwas Hinsterbendes, etwas Leichenhaft-Süßes, daß ihr Anblick mich oft mit anbetendem Schauer ergriff. Sie gemahnte mich immer wie ein schönes, todtkrankes Kind, welches ahnungslos mit den Blumen spielte,

welche bald seinen Sarg zieren sollten; und bei ihren Küssen ward es mir zuweilen, als buhle ich mit einer schönen Todten, die ich im Leben nicht gekannt.

Ihrer Stimme entsinne ich mich nur bisweilen noch, z. B. bei dem dunkeln, schweigsamen Geläute der Abendglocken, oder bei dem träumerischen Geplätscher eines nächtlichen See's. Sonst weiß ich nur noch, daß sie bei'm Sprechen oder Singen zwei fromme kindliche Augen an mir hinaufschlug, die dann so durchdrungen von der Harmonie ihrer Stimme waren und in ihrem abendlichen Ruheglanze deren Ausdruck so vollkommen wiedergaben, daß ich nicht selten in Zweifel stand, ob sie mit dem Munde oder mit den Augen sänge. —

Zu diesen hoffnungsleeren Erwartungen kam dann noch der einfältige Traum von dem unheilvollen Bilde, welchem meine Augen zur Farbe dienen sollten, dann die eben so wunderbare, als geheimnißvolle Verkettung in der Erscheinung Louisons mit der des Taschenspielers, und andere, omineuse Wahrzeichen, die ich in dem Schicksale des süßen Wesens zu erspähen glaubte. Kurz ich fühlte mich, selbst im höchsten Aufschwunge meiner Trunkenheit, zugleich niedergeschlagen und unerquickt, und entsinne ich mich recht, so entzog mir Louison in liebendem Unmuthe einmal ihre Hand, und mit einem gekränkten Blicke sich von mir abwendend, sagte sie traurig: „Sehen Sie, Sie lieben mich nicht!“ —

Und wahrhaftig, sie that mir damit Unrecht. Die Martern meiner Seele hätten mir zu Zeugen dienen kön-

nen, daß ich nichts im Leben außer ihr liebte; ich haschte ihre sterbende Hand mit verzehrender Glut und preßte meine Lippen so fest darauf, daß sie unter meinen Küssen krampfhaft zuckte. Der süße, kindliche, hinsterbende Engel wehrte mir nicht, und liebreich schmeichelte Louison's Hand den kühnen Lippen, welche so ungestüm, so wild-sehnsüchtig daran sogen, als wollten sie Leben und Seele mordsüchtig-wollustvoll ihr entschlürfen. —

Da vernahm ich noch zu rechter Zeit gewichtige Fußtritte draußen auf der Treppe; erschrocken ließ ich Louison's Hand los und lehnte mich, nicht ohne namhafte Anstrengung, nach einer gleichgiltigen Miene haschend, möglichst unbefangen in ein Fenster, während Louison auf meinen Wink ihren Platz am Pianoforte wieder einnahm. Die Thüre öffnete sich und herein trat der dürre Franzose, sichtlich erfreut mich zu sehen.

Nachdem er den dreieckigen [illegible] — der in seiner Form nicht minder veraltet seyn mochte, als Sachsens Staatseinrichtung vor dem Landtage 1831 — an den hierzu bestimmten Nagel gehangen, das goldverzierte spanische Rohr in die Ecke gestellt und Louison mit großväterlicher Zärtlichkeit auf beide Augen geküßt hatte, kam er mit einer Freundlichkeit, die mir eigentlich gar nicht zu seiner Physiognomie gemacht schien, auf mich los und schloß mich in die Arme. Der Mann hegte, trotz seines vorgeschrittenen Alters und seiner bestandenen eisernen Schicksale, ein beinahe noch kindliches Freundschaftsgefühl, in seinem Herzen, und besonders, wenn er Louison anblickte

und dann auf mich sah, schien ihn jedesmal der Gedanken Rettung durch meine Hand, wieder von neuem in die Gedanken zu kommen und er konnte sich in diesem Falle nicht enthalten, mich wiederholt an seine Brust zu drücken und die noch immer verbundenen wunden Stellen meines im Kampfe mit dem wahnsinnigen Taschenspieler verwundeten Armes liebkosend zu streichen und unter oft ganz seltsam ihm stehenden Mienen und Geberden zu hätscheln. —

Seinem Winke gemäß, mußte ich mich zwischen ihn und Louison auf das Sopha setzen, er schellte und ein Kellner brachte uns einige Flaschen alten Frankenweines, dem wir lustig zusagten. Als der Franzose einigermaßen in's Feuer gerathen war, funkelten seine Augen noch weit stärker, als der glühende Frankenwein, und mit gedämpfter Stimme sang er alle Revolutionslieder von wundersam ergreifender Melodie, und wenn ich ihm dazu in die Augen blickte, in deren Feuer sich mir bisweilen eine ganze Völkerexplosion aufzuthun schien, so sah ich die ganze Revolutionsgeschichte, mit deren Einstudirung früher mein Schulmeister bei mir nicht selten seine heilige Noth gehabt hatte, sonnenklar in ihrer ganzen welthistorischen Perspective vor mir liegen. Das zuckende Blinzen des linken Augenliedes, verbunden mit einem scharfgestoßenen Accord aus der Parisienne, deuteten mir das Sprengen der Bastillenbrücke; ich hörte im Geiste Desmoulins wahnsinnstolles Freiheitjauchzen und aus dem stärkern Glanze des rechten Augensterns schien Delaunay's blutiges Haupt mich anzuglotzen. Wenn ich mich aber gerade zufällig nach der

andern Seite wandte, so veränderte sich blitzschnell, wie in einem optischen Theater die ganze Ansicht, und ich sah in Louison's Augen Wunderdinge anderer Art, wie die fliegenden Adler Napoleons über den Köpfen der Mameluken, das Palmengesäusel des sonnigen Hieroglyphenlandes Aegypten u. dgl. In dergleichen historischen Parallelen überraschte mich jedoch gewöhnlich ein gedämpfter Seitenstoß des Franzosen, dessen natürliche Lebhaftigkeit es nicht leiden mochte, wenn ich — bei meinem astronomischen Observationen am Sternenhimmel des Louison'schen Augenpaares — so still und stumm da saß, und, von seinem unruhigen Räuspern unbehaglich aus meinem verzückten Starrkrampfe aufgeschreckt, haschte ich dann, in der Zerstreuung, einigemal nach Louison's Hand, statt nach einem Weinglase, ja ich führte dieselbe sogar im äußersten Delirio nach dem Munde, um, dem Toast des Wirthes gemäß, auf's Wohl der Freiheit zu trinken. Ich hätte mit weit größerm Rechte auf's Wohl der Sklaverei trinken können, denn ich fühlte mich mit Leib und Seele in Louison's schwersten Banden. —

Beinahe aus bloßer Zerstreutheit forderte ich nach einer Weile den Franzosen auf, mir einige Aufklärung über sein, wenigstens anscheinendes, geheimes Verhältniß zu dem Taschenspieler zu geben, und zu meinem Mißbehagen nahm ich wahr, daß dieses mein Verlangen den Franzosen ernster machte, als ich in meiner Gedankenlosigkeit dies vermuthet hätte. Er schlürfte langsam und nachdenklich sein Glas aus und schien einen kurzen Kampf mit sich

selbst zu bestehen; dann fuhr er plötzlich, wie gegen seine eignen Zweifel erbittert, sich mit der Hand über das Gesicht und ergriff nicht ohne einen Anflug warmen Gefühls meine Rechte, während meine Linke einen sanften, verstohlenen Druck von Louisen's schöner Hand erfuhr. —

„Mein lieber Freund" — sagte der Franzose mit milder Stimme, welche durch das, hier nicht wiederzugebende gebrochene Deutsch noch einen ganz eigenthümlichen, im Allgemeinen rührenden Charakter annahm — „Sie haben mein Kind gerettet aus den Klauen blutdürstigen Wahnsinns und Ihr eigenes Leben dabei auf das Spiel gesetzt, Sie haben mir also mehr gerettet, als mich selbst, und so darf auch zwischen uns länger kein Geheimniß seyn. Auch Louison, die nur theilweise von dem unterrichtet ist, was ich Ihnen zu eröffnen habe, mag mich mit anhören. Vernehmen Sie denn, mein Freund!

„Vor mehreren sechzig Jahren ließ sich, unter dem Namen eines Grafen Wernheim, ein reichbemittelter Mann in einem nahrhaften Fürstenthume des nördlichen Deutschlands nieder. Allem Anschein nach, nichts weiter suchend, als innern und äußern Frieden, lebte er mit seiner Gattin, einer eben so schönen und geistreichen als anspruchlosen Dame aus einer vornehmen italienischen Familie, ein heiteres, aber in seinem Zwecke und Wirken höchst eingeschränktes Leben, dessen einfaches Ziel um so mehr daraus erhellte, daß sie den größten Theil der schönen Jahreszeit auf einem zierlichen, aber ziemlich entlegenen Landsitze zubrachten, wohin nur ein kleiner Kreis ausge-

wählter Freunde — meist aus Privatpersonen der höhern Stände bestehend — Zutritt erlangten. Familienzwistigkeiten — so ging das Gerücht, welches, gleich der Alles durchdringenden Luft, sich in alle Räume und Verhältnisse zu zwängen weiß — hatten Wernheim bestimmt, sein Vaterland *Oesterreich* zu verlassen, und obgleich man von einigen Seiten her einen noch tiefern diplomatischen Anlaß zu dieser Auswanderung kennen wollte, so war gleichwohl die ganze gegenwärtige Stellung und das Benehmen des Grafen im Allgemeinen geeignet, jeden dergleichen Verdacht bündig zur Lüge zu stempeln.

„Deutschland war um die Zeit seiner Ankunft just in einer Nachgährung eigner Art begriffen. Gleichsam stets nur *geneckt* von einem ungeheuern Weltschicksale, welches vor der Hand noch keine besonders entscheidenden Resultate entwickeln zu wollen schien, sondern, wie mißtrauisch gegen seine eigne Gewalt, gerade im Augenblicke einer verhofften Entscheidung die Hand wieder sinken ließ, hatte Deutschland in einem kurzen Zeitraume zwei verheerungsvolle Kriege bestanden, deren gleichwohl keiner eigentlich bezeichnende Folgen hinter sich zurückgelassen hatte. Der große nordische Krieg, aus dessen Gewirre Karls XII. eben so bestaunens- als beweinenswerthes Gestirn aufsteigen sollte, hatte — in Folge betrügerischer politischer Spekulationen, einen Schwarm äußerlich und innerlich getrennter Nationen, theils für, theils gegen einander verbündet, und vielleicht hat die Weltgeschichte keinen zweiten Krieg dieser Art aufzuweisen, der — bei so offenbar schwanken-

den (und in Wahrheit unerheblichen) Resultaten — gleich-wohl alle Erscheinungen und Affecte mächtiger Weltkämpfe, die Arglist und den tollsten Muth, die Unbestimmtheit, Verzagtheit und die großartigste Kraft der Verzweiflung, auf ähnliche Weise erschöpft hätte, wie jener Krieg der nordischen Mächte. Carls Heldenadel, neben seinem toll-dreisten Uebermuthe und seinem Hange zur Grausamkeit, Peter's Geistesüberlegenheit bei seiner politischen Trüb-fischerei, hatten Beiden Achtung und Mißbilligung in ziemlich gleichmäßigem Verhältnisse zugezogen. Nur der sogenannte starke August von Sachsen — der seine krank-hafte Schwächlichkeit, sein Geistessiechthum, gleich einem Schwindelbehafteten, bei jeder Erschütterung seiner Zeit nicht erbaulich zur Schau getragen — hatte durch sein kraftloses Schwanken und selbst durch seinen feigen Ver-rath an dem Freunde Patkul die Geringschätzung und den härtesten Tadel, durch Mit- und Nachwelt erfahren. Plan-mäßiger sollte bald darauf der siebenjährige Krieg Deutsch-land verheeren, und ihm folgte eine Stille, eine Schwüle, die einem gewaltsamen Zeitumsturze entgegenzuarbeiten schien, und nur in einzelnen, unerheblichern Erscheinungen bis-weilen aufathmete, sonst aber ihre Gegenwart in einer thatenlosen Spannung erhielt und vielleicht zuerst die seit-dem von Jahr zu Jahr gesteigerte Theilnahme und gei-stige Mitwirkung der Völker an dem Welt- und Länder-wesen, an Regierung, Politik, Gleichgewicht u. s. w. auch in dem Einzelnen erwecken half. —

„Wernheim selbst schien an dem Weltgange keinen

gestörten und sicheren Ansicht zu nehmen, die seinem Wohl-
behagen unwillkürlich nothwendig wird. Neben wissenschaft-
licher Beschäftigung, schien die Jagd sein vorzüglichstes
Vergnügen und was diese Geisteszerstreuungen ihm an Zeit
übrig ließen, erfüllte der Umgang mit seiner liebenswür-
digen und von ihm angebeteten Gattin.

„Rosalba — so hieß dieselbe — vereinigte Alles in
sich, was man von weiblicher Schönheit und Anmuth for-
dert oder fabelt. Wäre ihr ein Vorwurf zu machen ge-
wesen, so war es der, daß sie vielleicht zu oft, zu dau-
ernd einer gewissen, geheimnißvollen Schwermuth unter-
jocht schien, die ihr freilich, in den Augen Vieler, nur
noch reizender stehen mochte, zumal dieselbe wirklich ihren
Sitz in ihrem tiefinnersten Wesen hatte und keineswegs
eine blos untergeschobene Ausgeburt weiblicher Coquetterie
zu nennen war. Ueber den Grund dieser ihrer Sinnes-
art waren selbst die competentesten Menschenkenner —
nämlich die Hausbedienten und die alten Weiber — unter
sich uneins, und einem alten, geprüften Diener des Gra-
fen, den derselbe aus Oesterreich heraus mit nach Nord-
deutschland geführt hatte, war nur ein einziges Mal, und
auch da nur in einer zufälligen Anwandlung von Betrun-
kenheit, eine kleine Aeußerung entschlüpft, daß Rosalba
in Folge einer frühern Liebe, dem Grafen nur gezwungen
ihre Hand gereicht habe. —

„Wenn man Rosalba's zwar stets sichtbar von der
innigsten Hochachtung, der zartesten weiblichen Aufmerk-
samkeit geleitetes, aber nie die Wallungen eines freundschaft-

lichen Verhältnisses überschreitendes Benehmen gegen ihren Gatten — der mit wirklichem Glück zu [illegible] — einer längern und genauern Betrachtung würdigte; so konnte man allerdings auf eine Muthmaßung dieser Art gerathen, und der Umstand, daß diese, übrigens unter so günstigen Umständen fortgeführte Ehe, kinderlos blieb, lieferte den zahlreichen Vernünftlern — welche mit der Gewissenhaftigkeit der Kaffeehäuser der Spur jedes interessanten Lebensverhältnisses nachzuspüren pflegen — noch einen Anhaltepunkt mehr in die Hände, und gönnte dem Tummelplatze ihres Prophetenscharfsinns eine wesentliche Erweiterung, die allen Wahrscheinlichkeit nach auch nicht ohne Anwendung blieb.

„Einige Jahre nach der Ankunft des Grafen brachte ein unvorhergesehener Besuch einiges Leben und etwas Mannigfaltigkeit in die oft öde Stille seines Hauses. Dieser Besuch bestand in einem weitläufigen jungen Anverwandten des Grafen, dem Major von Reinthal. Derselbe hatte in österreichischen Kriegsdiensten frühzeitig sich dem Sturme des Krieges Preis gegeben, und theils seine wirkliche Bravour, theils sein guter Stern, hatten ihn jung zu Rang und Ehren gebracht, die gleichwohl, wie alles Andere, seinen ungestümen Geist wenig zu befriedigen schienen. Der Schutzpatron der österreichischen Monarchie — der Geist der Subordination — konnte den Ungeduldigen Reinthal nicht lange fesseln, selbst wenn er ihm zulächelte; daher nahm er, unmittelbar nach Abschluß der Friedensbedingungen, unter [illegible] einem Vorwande Urlaub

[illegible] folgte dann [illegible] — [illegible] ein dunkles Verhängniß ihm selbst dann noch leuchten ließ, als er für ihn verloren war — denn Reinthal und Rosalba hatten sich einst geliebt, geliebt mit jener süßen, jugendlichen Wahnsinnskraft, welche der Hohn des Schicksals so gern in solche Herzen legt, die sich für diese Welt verloren bleiben sollen.

„Der Graf selbst schien um diese frühere Liebe seiner Gattin zu wissen; vielleicht blieb seinem heimlich spähenden Blick auch nicht unverhehlt, daß diese Leidenschaft, genährt durch alle Arten von Hindernisse, sich in ihrem [illegible] gleich geblieben, wenn nicht gewachsen war. Der Stolz der Familie hatte ein schönes Band gewaltsam zerrissen. Reinthal war arm, als er um Rosalba's Hand warb, er besaß nichts als seinen Muth, und erst spätere unvorhergesehene Glücksfälle brachten ihn zu Gütern, nachdem er schon in Rosalba seinen Himmel verloren hatte. — Rosalba's Familie war alt, berühmt, aber verarmt; die Verbindung mit einem Geschlechte von gleichem Ansehen, aber von bessern Mitteln war allein vermögend, derselben, wenn auch nur dem Anschein nach, zu einem Theile des einstigen Glanzes wieder zu verhelfen. Reinthal — einem [illegible] und mittellosen Stamme entsprossen — ward daher mit seiner Bewerbung nicht auf die zarteste Weise zurückgewiesen. Die Fürsprache seines, freilich ziemlich entfernten Anverwandten, des eben so erlauchten, als reichen Grafen Wernheim, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, sollte seinem verschmähten Antrage bei

einer Wiederholung den nöthigen Nachdruck ertheilen. Wohlheim zeigte sich mit Vergnügen bereit, diesen Wunsch seines Freundes zu erfüllen, er reiste sogleich in Person zu Rosalba's Familie, erblickte sie selbst und — nur ihre himmlische Schönheit vermochte den verrätherischen Irrwitz des Grafen zu entschuldigen — warb sie zum Weibe für sich selbst. Ihre Familie besann sich keinen Augenblick, und Rosalba ward sein. —

„Ein geheimer Brief, den die so schmählich verkaufte Braut an den auf einem entfernten Gute sich aufhaltenden Reinthal bestellen ließ, entdeckte demselben die unselige Verfälschung seiner Werbung. Dieser säumte keinen Augenblick; auf den Flügeln der tödtlich geängstigten Liebe eilte er nach der Wahlstatt seines Glückes, doch Rosalba's Familie schien sich eines Aehnlichen versehen zu haben, die Trauung ward um vier und zwanzig Stunden vor dem angesetzten Termine vollzogen, und als Reinthal, gepeitscht von Zweifel, Furcht und Erwartung, an dem bestimmten Orte eintraf, hatte Rosalba ihrem aufgedrungenen Gemahle bereits auf dessen Güter folgen müssen, und Reinthal fand von der Geliebten nichts mehr vor, als einen Brief, der ihm ewigen Abschied sagte und ihn bei seiner Liebe wie bei seiner Ehre beschwor, jeden Gedanken an Rache zu ersticken und ihr *eignes* Leiden als die Buße *fremder*, an ihr verübter Schuld gelten zu lassen. —

„Wirklich war ein solcher Brief nöthig gewesen, um vielleicht den Anlauf des kommenden Unglücks zu verhindern. Reinthal's erstes Gefühl war Rache, ungeheure

[illegible] den ungeheuren Verrath; da brachte man ihm Elfalba's Brief, ihr ewiges Lebewohl brach sein rache-brennendes Herz; er küßte die theuern Schriftzüge, und mit furchtbar zerrissener Seele eilte er, noch vor Ablauf des Urlaubes, zu seinem Regimente zurück, wo der bleiche [illegible] den Schwerverwundeten nur noch mehr [illegible]. Seine jugendliche Natur war nahe daran, dem innern Sturme zu unterliegen, er bedurfte der Erholung. Man trug ihm, selbst von Seiten seiner Obern, den Abschied auf die ehrenvollste Weise an, und er machte ohne Bedenken von diesem Anerbieten Gebrauch. Er hatte sich in allen Feldzügen hervorgethan und verdiente Auszeichnung erfahren, daher durfte man ihm, der frühzeitig seine Ehre eingelöset, kaum den Vorwurf machen, daß er, obgleich noch so jung, schon dem Vaterlande seine Dienste wieder entziehe. — Er ging auf Reisen; ein Ausflug nach Italien war das Erste, wozu er die erhaltene Freiheit anwendete, die mildere Sonne jenes gepriesenen Landes sollte sein krankes Herz wieder heilen. Umsonst! Eine zerrissene Seele weiß sich nur in ihrem eignen Schmerze zu sonnen. Reinthal genas nicht; die Schönheit der südlichen Natur bildete nur Mißtöne zu der dunklen Farbe seines Innern, und just die blühende Pracht der Umgebung erzeugte ihm Wehe. Eine wunderbare Sehnsucht nach der Heimath ergriff zuletzt unüberwindlich mächtig sein krankes Gemüth und nach zwei Jahren planlosen Umherirrens kehrte er in sein Vaterland zurück. . . . .

„Ungeheilt, wie er sie verlassen, sah er die Heimath

wieder; zugleich erfuhr er, daß Graf Wernheim mit seiner Gattin die Gegend wie das Reich verlassen und sich in ein Fürstenthum des nördlichen Deutschlands gewendet habe. Diese Nachricht machte ihm mit einem Male auch sein eignes Vaterland gleichgültig, ja widerwärtig; denn nur der Gedanke, daß eines Landes Gränze ihn und seine himmlische Rosalba umschlossen, hatte ihm die Gegend werth gemacht und ihn sich dahin zurücksehnen lassen. Jetzt war Rosalba geschieden und hatte durch ihr Entschwinden, auch den Zauber mit sich hinweggenommen, welchen jenes Land für Reinthal hegte. Jede Vorliebe ist mit dem Widerwillen nahe verwandt. Reinthal fühlte, er mußte die früher ihm so theure Gegend fliehen, wenn er sie nicht hassen lernen sollte; ein stürmischer, unwiderstehlicher Drang zog ihn in die Nähe Rosalba's, er wollte da weilen, wo ihr Athem ihm nahen, wo ihre und seine Seufzer einander finden und zwei so unergründlich tief zerrissene Herzen ihren Schmerz, eines in das andere, bluten konnten. Vergebens rieth ihm die Vernunft ab, die unersprießliche Nähe seines verlorenen Himmels aufzusuchen und, im nicht zu vermeidenden Wiedersehen, sein wie Rosalba's Leiden zu erneuen. Wenige Tage nach seiner Wiederkunft, sagte er seiner Heimath schon ein neues Lebewohl, und, von einem einzigen Diener begleitet, trat er, bald mit ungeduldiger Hast, bald mit zweifelndem Zögern, seine Reise nach Norddeutschland an, wo er, kaum eine Stunde von Wernheim's Landsitze entfernt, sich unerkannt und unter fremden Namen niederließ.

„Hier verweilte er schon mehrere Minuten lang, fortwährend mit dem Vorsatze, Rosalba's Anblick zu suchen, jedoch so, daß er von ihr ungesehen bliebe, und gleichwohl konnte er nie den Muth für einen solchen Augenblick gewinnen. Häufige Ausflüge nach benachbarten Orten mußten ihm klägliche Zerstreuung bieten. Wegen des oft gefaßten Entschlusses, sollte er es bis jetzt noch nicht über sich gewinnen können, den Aufenthalt Rosalba's auch nur von weitem in Augenschein zu nehmen. Erst nach geraumer Zeit fühlte er die Stärke hierzu in sich, und wirklich ritt er eines Tages mit dem festen Vorsatze aus, seiner Sehnsucht diese eben so neue als schwermüthige Befriedigung zu gönnen. Kein Diener durfte ihn begleiten; er wollte allein seyn mit seinen Gefühlen, einsam mit seinem einsamen Schmerze. —

Der Weg führte ihn durch einen nicht unbedeutenden Wald, wovon, wie er hörte, ein Theil zu der Herrschaft des Grafen gehörte. Da er absichtlich die Dunkelheit abgewartet hatte, um unerkannt dem Wohnsitze seiner Geliebten so nahe als möglich kommen zu dürfen, so war es, bei der Einsamkeit der Gegend, nicht ohne alle Schwierigkeit, auf dem ziemlich verwachsenen Pfade nicht zu irren. Er konnte bald genug bemerken, daß dieser Fall bei ihm vielleicht eingetreten und er bereits vom richtigen Pfade abgekommen war. Die mittlerweile eingetretene Finsterniß und die durch Wurzeln und Steine verursachte Ungleichheit des Bodens machten es für ihn gefahrvoll, sich dem Rosse länger anzuvertrauen; Reinthal stieg da-

her ab, und, den Zügel über den Arm werfend, suchte er vorsichtig den Pfad zu verfolgen, als er, sich ziemlich nahe ein starkes Geräusch, wie von mehreren in unruhiger Bewegung begriffenen Wagen, vernahm. Zugleich fiel ein Schuß, welchem unmittelbar darauf noch ein zweiter folgte; auch nahm das Geräusch hörbar überhand, und plötzlich erschall ebendaher ein angstvoller Hülferuf.

„Schnell warf Reinthal den Zügel seines Pferdes über einen herabhängenden Baumast, und sprang mit gezogenem Hirschfänger dem Orte des Auftritts zu. Zwei mit Flinten bewaffnete Kerls, die wie Wilddiebe aussahen, entsprangen blitzschnell bei seinem Erscheinen und, der Wege muthmaßlich kundig, waren sie ihm augenblicklich aus dem Gesicht verschwunden. Am Boden aber vor ihm lag, unter einem niedergeschossenen Pferde, ein lebloser Reiter in Jagdkleidung.

„Reinthal beugte sich zu ihm nieder. Das Pferd war dem Unglücklichen unter dem Leibe todtgeschossen worden, diesen selbst hatte eine Schußwunde am Kopfe der Besinnung beraubt. Das häufige Blut, welches aus der Kopfwunde rann und das Gesicht des Verunglückten bedeckte, wie auch die dichte Finsterniß verhinderte Reinthal die Züge des Verwundeten zu unterscheiden. Doch bemerkte er bei näherer Untersuchung, daß die Pulse des Unbekannten noch schlugen. Einen schnellen Entschluß fassend, verband er ihm, so gut die Dunkelheit dies zuließ, die Kopfwunde, um größerem Blutverluste zu wehren, und — da sein wiederholtes Hülferufen ungehört blieb, auch,

unter den gegenwärtigen Umständen, sogar Gefahr hätte herbeiziehen können — so holte er sein Roß herbei, legte den Verwundeten möglichst sanft und bequem auf den Rücken des treuen Thieres, und suchte, das auf diese Weise belastete Pferd am Zügel neben sich herführend, einen Ausgang der Waldung zu gewinnen. Wirklich ließ das Glück, nach kurzem Suchen, ihn einen solchen finden, und bald ward er auch einen, wie es schien, nicht allzu entfernten Lichtschimmer gewahr, welchem er freudig entgegen ging. Nicht lange währte es, so hatte er das Licht erreicht und stand nun vor einem einsam gelegenen Landhause. Hier war kein langes Besinnen möglich. Herberge für sich, und Pflege für seinen unbekannten Schützling zu erbitten, zog er die Hausklingel. Nach wenigen Augenblicken öffnete sich gastlich die Thüre — — und Rosalba stand vor ihm.

„Ein Schrei des Erstaunens erstarb auf den Lippen Beider bei diesem unverhofften Wiedersehen. „Lieber Reinthal! Sie hier?" war Alles, was Rosalbas Lippen zu stammeln vermochten. Und Reinthal blieb stumm und hinstarrend vor ihr stehen, bis das Hinzutreten vorwitziger Diener ihn aus seiner Betäubung riß und er endlich unvollkommen Worte fand, um sein bestandenes Abentheuer zu erzählen und um milde Aufnahme für den Verwundeten zu bitten, denn Herberge für sich selbst wagte er unter diesen Umständen nicht mehr zu verlangen. Ein Diener holte das Pferd herbei.

„Der ganze Auftritt sollte plötzlich ein noch anderes Ansehen gewinnen. Der Verwundete war kein Anderer, als Graf Wernheim selbst; Reinthal hatte unwissentlich seinen ungeheuersten Feind, den absichtlichen Mörder seines Glückes gerettet, und wußte nun nicht, ob er sich der gelungenen That freuen oder dieselbe verwünschen sollte. Er sah Rosalba erbleichen, als ein Diener ihr den Unfall ihres Gatten hinterbrachte, sah sie in schreckhafter Verwirrung zu dem Verwundeten hineilen und ohnmächtig neben dem Blutenden hinsinken. Jedes dieser Merkmale von Entsetzen war ein Zeuge ihrer Zärtlichkeit für Wernheim, jedes ein Dolch mehr in Reinthal's alte Wunde. Mit finsterm Selbstvorwurfe blickte er auf den leblosen Geretteten, und hätte er ihn zum zweiten Male unter den Händen gereizter Mörder angetroffen, leicht möchte — er mußte es sich selbst gestehen — die Rettung dann unterblieben seyn.

„Man hatte mittlerweile einen Arzt herbeigeholt; Reinthal sah ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, als derselbe die Kopfwunde des Grafen untersuchte, und schwerlich mochte sein Gesicht den Ausdruck fürchtender Erwartung aufgeben, als der Arzt die Wunde für ungefährlich erklärte und den Beschädigten binnen kurzer Zeit wieder herzustellen versprach. Ein feindseliger Blick Reinthal's lohnte ihm diese erfreuliche Entdeckung. —

„Härter, als je, mit dem Schicksal und mit sich selbst zerfallen, wollte Reinthal auf der Stelle das Schloß verlassen und ewig diese Nähe fliehen. Er entzog sich düster der mit Fragen aller Art in ihn dringenden Diener-

schaft, warf noch einen Blick — in welchem Liebe, feindlicher Vorwurf und Schmerz sich mit glühender Farbe malten — auf Rosalba, welche in der Lähmung des Schreckens dem blutenden, nur wenige Lebenszeichen verrathenden Gatten, den man eben hinwegzutragen bemüht war, nachstarrte, und wendete sich dann schweigend hinweg, um sein Roß wieder zu besteigen. Rosalba bemerkt es, und, in diesem Augenblicke Alles vergessend, stürzt sie leidenschaftlich auf ihn los und hält ihn zurück. Das Gezischel der umherstehenden Diener macht sie wieder aufmerksam auf sich selbst, und — mit Mühe ihren Ton herabstimmend, fleht sie ihn an, sich der Dankbarkeit seines Geretteten nicht vor der Zeit zu entziehen, und auch sie nicht der Gelegenheit zu berauben, dem aufopfernden Retter ihres Gemahls ihren heißen Dank zu sagen. —

„Da lacht Reinthal bitter auf! „„Dem Retter Deines Gemahls Deinen heißen Dank?““ knirscht er ihr zu. — „„Die Hölle pflegt auf diese Weise zu danken. Sollte Graf Wernheim sich je einmal in meine Gegend verirren, ich schwöre Dir, er sollte aus den Händen seines jetzigen Retters nicht so wohlfeilen Kaufs davon kommen, als aus den barmherzigern Mörderfäusten seiner Wildbiebe, die mein Anblick nur eben verjagte.““

„Zürnend will er sich auf das Pferd schwingen und davonjagen. Die vorher anwesenden Diener haben sich zerstreut, die einst sich so heiß Liebenden sind allein, kein fremdes Auge entweiht oder fesselt die Sprache ihrer Gefühle, und, hingerissen von alter Seligkeit, von altem

Weise, preßt Rosalba den Gereizten leidenschaftlich an sich und hindert mit holden Banden seine Flucht." Die Liebe bedarf so weniger Worte, um sich zu verständigen, zumal wenn der Drang des Augenblicks sich zwischen sie stellt. Reinthal blieb; er folgte der Geliebten, welche, aus italienischem Geblüte entsprossen, sich von nun an ihren lang-unterjochten Gefühlen mit schrankenloser Leidenschaft hingab, ohne Rücksicht auf Umstände, ohne Bangniß vor den möglichen Folgen.

„Der Graf genas nur langsam. Als er vernahm, daß der von ihm so hart betrogene Reinthal der Retter seines Lebens sey und sich im Schlosse befinde, schien Schaam, Reue oder sonst ein anderes Gefühl der Sprache seines Dankes zu wehren. Er konnte den Retter nur mit erkünstelter, wortkarger Wärme empfangen, welche dieser, — eben so wenig Meister seiner innern Gesinnungen — mit kalter, fast feindseligen Kälte zurückzahlte. Von Tage zu Tage wurden sich Wernheim und Reinthal fremder, verschlossener, und nur ihre gegenseitige Abneigung zeigte sich immer unverstellter. Der Graf gab seinem Lebensretter und Gaste zuletzt unverholen genug zu verstehen, daß seine Gegenwart ihm lästig werde, und Letzterer war übermüthig genug, andeutungsweise zu erwiedern, daß es ihm mit der Gegenwart des Grafen eben so gehe und daß ein anderer Zauber — an welchem ihm ein längeres und gegründeteres Recht zustehe, ihn in diesem Schlosse festhalte. Der Graf, hierdurch an sein früheres Vergehen gegen den Major erinnert, knirschte dazu, aber schwieg;

ja sein unreines Gewissen benahm ihm sogar den Muth, sich wenigstens gegen seine Gattin über das Benehmen des Majors zu erklären. Mit verworrenen Gefühlen floh er die Gesellschaft Beider, und diese suchten ihn nicht auf. —

„Inzwischen ward das Verhältniß Reinthal's und Rosalba's immer ruchtbarer im Hause, und je rücksichtsloser Beide ihre wildverzehrende Leidenschaft walten ließen, desto menschenscheuer, zerrissener zeigte sich das ganze Wesen des Grafen. Er schien zwischen Entschlüssen aller Art umherzuschwanken und nur in seinem eignen, getrübten Bewußtseyn fortwährend Hemmnisse für sein Vorhaben zu finden. Eines Morgens aber — wenige Minuten nachdem seine Gattin ihm schriftlich irgend ein Geständniß gethan hatte — sah man ihn, wie wahnsinnig, nach Reinthal's Zimmer eilen, dessen Thüre er sogleich hinter sich verschloß; es erfolgte ein heftiges Zwiegespräch, welches, in fortwährend gesteigertem Ungestüm, endlich in Thätlichkeiten ausarten zu wollen schien, so daß ein Theil der Diener schon im Begriffe stand, die Thüre zu sprengen, um die Feinde aus einander zu reißen, als der Streit noch im rechten Augenblicke von seiner Heftigkeit wieder nachließ. Beide traten hierauf mit zornentbrannten Mienen aus dem Zimmer und befahlen, ihre Pferde zu satteln. Man sah sie mit einander dem Walde zusprengen; nach einer geraumen Weile kehrte Reinthal ohne den Grafen zurück. Er eilte mit bestürzten und bebenden Mienen zu Rosalba. Sie schienen Abschied von einander zu nehmen, denn Rosalba weinte; doch ließ das spätere Zusammenkommen und

Packen ihrer Kleider und Kostbarkeiten darauf schließen, daß sie gesonnen sey, ihm des ehesten nachzufolgen. Reinthal aber jagte nach kurzem Aufenthalte in wilder Hast wieder hinweg, gleich als ob der wüthige Tod selbst ihm auf den Fersen nachfolgte, und kehrte nicht mehr zurück. —

„Noch am nämlichen Abende brachte man die Leiche des Grafen, welche einige Holzfäller im nahen Walde gefunden, in düsterer Heimlichkeit auf das Schloß. Eine schnelle Kugel hatte sein Gehirn zerrissen, und das abgefeuerte Terzerol in seiner erstarrten Rechten zeigte, daß auch seine Kugel ein Menschenleben gesucht, allem Anschein nach aber gefehlt hatte. Das Ansehen, in welchem seine einflußreiche Familie stand, bewirkte, daß die Umstände seines Todes absichtlich verfälscht und der Mord auf Rechnung verwegener Wilddiebe, die schon einmal sein Leben bedroht hatten, gesetzt wurde. Still setzte man den entstellten Leichnam des Grafen in dem von ihm selbst auf seinem Landsitze gegründeten Familienbegräbnisse bei. Er war der letzte Sprößling seines alten, hochberühmten Stammes, und doch sollte dieser noch nicht erlöschen.

„Rosalba stand zufällig am Fenster, als man den ermordeten Gemahl nach Hause brachte, sie sah den blutigen Körper mit einem flüchtigen Blicke und stürzte lautlos nach ihrem Sitze. Ein finsterer Starrsinn bemächtigte sich von da an ihres ganzen Wesens; selbst durch die dringendsten Fragen war ihr kein Wort mehr abzugewinnen, und nur zuweilen hörte man sie halbleise den Namen Reinthal vor sich hinseufzen. Mit vieler Mühe war sie dahin

zu vermögen, daß sie kümmerlich Speise und Trank zu sich nahm. Drei Monate ohngefähr nach dem Tode ihres Gemahls, gebar sie ein Knaben=Zwillingspaar; und schon am ersten Tage nach der Entbindung, verfiel sie in ein hitziges Fieber, in dessen wüthigen Phantasieen sie sich schwerer Dinge angeklagt haben soll. Eine Gehirnentzündung, welche sie auf dieser Erde nicht wieder zu ihrem Bewußtseyn gelangen ließ, endigte die irdischen Kämpfe des schönen bejammernswerthen Weibes; am siebenten Tage nach der Entbindung starb sie, kaum zwanzig Jahre alt, im vollsten Ausbruche der Fieberraserei.

„Von Reinthal's weiteren Schicksalen ist keine bestimmte Nachricht vorhanden. Nur ein alter Diener des Grafen Wernheim will sich entsinnen, daß ohngefähr einen Monat nach Rosalba's Tode, in der Abenddämmerung ein Reiter, bis zum Unkenntlichen tief in einen Mantel gehüllt, sich hastig dem Schlosse genähert und ihn, der eben das Thor schließen wollte, nach der Gräfin gefragt habe. Als er aber erfahren, daß sie schon seit Monatsfrist an der Seite ihres Gemahls in der Familiengruft ruhe, habe er keine weitere Auskunft abgewartet, sondern sey mit den Geberden eines Verzweifelten, unter Lachen und Jammern davon gesprengt. Erst später wollte jener Diener sich besonnen haben, daß die Sprache des Fremden ihn wie die Reinthal's gemahnt habe, und daß die Figur, wie auch das freilich durch Finsterniß und Verhüllung gleich unkenntlich gewordene Gesicht des Reiters mit dem Major zu vergleichen gewesen sey. Und ein anderes dunkles Ge

rücht erzählte, daß Reinthal, bei der Nachricht von Rosalba's Tode, sich zurück in seine Heimath begeben habe, wo er, kurz nach seiner Ankunft, von einem Verwandten Rosalba's blutiger Schuld an deren frühem Hinsterben angeklagt, und in dem darauf erfolgten Zweikampfe von demselben getödtet worden sey." —

Hier setzte der Franzose auf einige Augenblicke seine Erzählung aus. „Sie werden sich wundern" — sagte er lächelnd zu mir — „daß in der Schilderung, welche ich Ihnen bis jetzt gab, noch nicht die geringste Ahnung von meiner oder Louison's, noch von dem Geschicke des Taschenspielers wahrzunehmen gewesen, obschon die Helden der bisherigen Erzählung bereits sammt und sonders untergegangen sind. Wirklich knüpft sich von hier an, in meiner Geschichte der Faden eines ganz neuen Verhältnisses, obgleich von dem Ihnen schon geschilderten ausgehend, und ich wünschte durch die ziemlich ausführliche Darstellung des Vorhergehenden Ihnen den Vergleich mit dem Nachfolgenden zu erleichtern und Sie die wunderbare Verstrickung, die geheimnißvolle Uebereinstimmung in den Affecten wie in den Geschicken solcher Menschen — deren Wesen auf irgend eine Weise, durch Neigung, Tugend oder Verbrechen, Eines dem Andern verwandt sind — kurz einen schwachen Schatten der räthselhaften Constellation irdischer Lebensloose in etwas ahnen zu lassen.—

„So waren in einem kurzen Zeitraume durch eine finstere Eintracht des Geschickes, drei blühende Menschenleben —, Eines in dem Andern — vernichtet und die Ge-

schichte beider Herzen abgerissen, die wechselnd für und gegen einander geschlagen und geblutet hatten. Die in der Geburt vernaißten Zwillingsknaben wurden von der Familie des Grafen Wernheim als ächt anerkannt, doch lehnte dieselbe den Antrag des Vormundes, daß diese Knaben unter den Augen ihrer Verwandten aufgezogen werden sollten, aus geheimen Gründen ab, und man schloß vielmehr die Uebereinkunft, daß ein zufällig in Norddeutschland lebender, weitläuftiger Onkel des verstorbenen Grafen die Erziehung dieser Waisen übernehmen solle, wozu sich dieser auch verstand.

„Graf Warny — so hieß derselbe — war ein alte, biedere, aber verwitterte und knochensteife Reliquie des sogenannten Perrückenalters. Er lebte in einer kinderlosen Ehe mit der eben so noblen als dürren Tochter eines spanischen Grands, deren scharfes Gebiß die Mucken des hochgräflichen Gemahls besser abzuwehren verstanden hatte, als den eben so scharfen Zahn der Zeit, der ihrem hagern Leibe den Beweis lieferte, daß er selbst *Knochen* zu beißen wisse. Wenn diese beiden langen, furchtbar dürren gräflichen Cadaver — die aus eitel Lattenwerk zusammengebaut schienen, gleich zweien Riesenspinnen im Garten umherstolzirten, so hatte es ein beinahe gespenstisches Ansehen. Außerdem standen beide im Verrufe eines haarsträubenden Geizes; wenigstens zeigte der Graf eine starke Abneigung gegen den Wein *seines* Kellers, und nur bei *fremden* Trinkgelagen, wo ihm kein Beitrag zu der Quelle des Segens zugemuthet ward, rettete er auf das

Silbergeräthe die Ehre seiner hochgräflichen Rechte. Auch seine erlauchte Gattin hegte — wahrscheinlich eine Folge schöner ehelicher Harmonie — einen entschiedenen Widerwillen gegen kostspielige Gerichte, und nur bei Gastmählern in fremden Häusern kämpfte sie, um die Ehre des Wirthes nicht zu beeinträchtigen, von dieser Seite gegen ihre Natur an, wie man sagt, nicht ohne merklichen Erfolg. Ihre höchste irdische Seligkeit bestand — außer einem kurzen Mopse und einem dicken Windspiele, welche den Be- und Gegenbeweis über das Ersparungssystem ihres Gemahls zu gleicher Zeit höchst sichtbar vorführten — in der Erzählung von den fabelhaften Thaten ihrer Ahnen, welche sie, mit unbedeutenden Lücken und wenigen Unwahrscheinlichkeiten, bis auf den vielbesungenen Cid zurückzuleiten wußte, obschon einmal ein arger Spötter behaupten wollte, daß sie eigentlich in directer Linie von den berühmten Windmühlen abstamme, gegen welche bekanntermaßen Don Quixotte seinen Speer geschwungen. Ihr Gatte pflegte — besonders wenn Donna Estrella keifiger Laune war — nie einen Zweifel in die Aechtheit des von ihr erörterten Stammbaumes zu setzen; ein einziges Mal, als just der Wein in der Umgegend wegen befürchteter Kriegsnähe außerordentlich billig verschleudert ward — soll ihm ein unbedachter Skrupel gegen einen ihrer Ahnen, der nach seiner Behauptung schon als Wochenkind gestorben war, entfahren seyn, was jedoch auf der Stelle zu höchst ernsthaften heraldischen Auseinandersetzungen zwischen ihm und seiner Gemahlin führte, in deren Resultate er gänzlich unterlag

und wobei, seinem Gewichte zufolge, seine Staatsperrücke ein ähnliches Schicksal erfuhr, wie das Gefieder der Sirenen unter den Händen der siegreichen Musen. Ueberhaupt bildete die Form seiner Perrücke gewissermaßen eine Geschichte seines Ehestandes, und in der Zerwühlung ihrer Locken erblickte die Dienerschaft oft schaudererregende Wahrzeichen der hochpeinlichen häuslichen Gerichtsbarkeit. Die Gräfin hatte zuletzt den eigensinnigen Einfall, sehr plötzlich mit Tode abzugehen, ein Schritt, welcher ihrem Gatten nie recht eigentlich in den Sinn wollte. Letzterer schien übrigens, nach seiner etwas indifferenten Natur in kurzem vergessen zu haben, daß er je eine Gattin besessen habe, und wenn man ihm von derselben vorsprach, so mußte er gewöhnlich erst nach der Perrücke und deren höchstseligen Denkmälern ehelicher Zärtlichkeit greifen, um seinem schwachen Gedächtnisse auf die Beine zu helfen und sich wieder zu entsinnen, daß er einst eine Donna Estrella zur Frau gehabt habe. — Kurz nach diesem Zufallsspiel verfiel der verwitwete Graf auf die Idee zum Jagen, und obgleich sich in dem dünnen Wäldchen, welches er zu seiner Herrschaft zählte, seit Menschengedenken weder Hirsch noch Haase hatten wittern lassen, so sah man dennoch den neuen Forstmann gewissenhaft alle Morgen mit Tasche und Jagdgewehr dorthin auf die Jagd ziehen. Der dürre Mops seiner verstorbenen Frau, in welchem er einiges Talent zum Hünerhunde entdecken wollte, war gewöhnlich sein Begleiter, wiewohl dessen sieche Leibesconstitution wahrscheinlich dem Schrecke nicht Stand gehalten hätte, wenn

es jemals wirklich zum Schießen gekommen wäre, was jedoch der herzhafte Graf — entweder aus Abneigung gegen den Knall oder aus Liebe zu dem Thiere — schonungsvoll unterließ. —

„Diesem hochgräflichen Witwer also war es beschieden, dem frühverwaisten Zwillingspaare der schönen unglücklichen Rosalba zum Erzieher zu dienen. Eine alte Haushälterin theilte aus freiwilligem Triebe diese Pflicht mit ihm, und wahrscheinlich war dieser Umstand den armen Knaben — *Arthur* und *Alexis* hatte man sie getauft — gedeihlicher, als die Sorge des Grafen, dessen ganzes Erziehungssystem in nichts weiter bestand, als daß er, nach der angeblichen Jagd, sich in Gesellschaft seines Hundes nach der Kinderstube verfügte, und den beiden Knaben ein Stück Zucker in den Mund steckte. Dies war überhaupt Alles, was er den beiden Schützlingen *beizubringen* bemüht war, und erst ziemlich spät war er auf Anschaffung einiger Lehrer bedacht, welche einen Theil von seiner, der Haushälterin und des Mopses Erziehungssorge hinwegnahmen, und unter deren Leitung das glückliche Talent der Knaben bald bedeutende Fortschritte machte. —

„Arthur konnte, bei herannahenden Jünglingsjahren vielleicht für den Inbegriff männlicher Schönheit gelten. Schlank und kräftig wie eine deutsche Eiche, kochte in ihm das südliche Blut seiner Mutter, und eben so schön als ungestüm und leidenschaftlich, mußte er manchmal das Zischeln der Spötter wahrnehmen, welche behaupteten, sein

Charakter sey völlig einem Kinde der Liebe angemessen. — Alfred war schwächlich und sanft, den Künsten und Wissenschaften hold und nicht frei von Schwärmerei.

Trotz ihrer so verschiedenartigen Charaktere, hingen die beiden Zwillingsbrüder gleichwohl mit einer wunderbaren Zärtlichkeit an einander, und jede, selbst die kürzeste Trennung schien in Beiden eine schmerzliche Sehnsucht Eines nach dem Andern zu erzeugen, die bei Alfred meist in Wehmuth und Weinen, bei Arthur im kindischen Trotze und Ungestüm sich offenbarte. Es konnte nicht fehlen, daß es dessenohngeachtet zwischen ihnen bisweilen zu Zänkereien und Schmollen kam, ein Umstand, welcher durch Arthur's leichte Reizbarkeit und Aufbrausen oft genug herbeigeführt, durch Alfred's Nachgiebigkeit und Arthur's natürliche Herzensgüte jederzeit ziemlich schnell wieder ausgeglichen ward. Noch weit schneller war diese Versöhnung zu bewirken, wenn man den beiden kleinen Zänkern drohte, sie von einander zu trennen; augenblicklich war dann auf beiden Seiten der Zorn verschwunden, selbst der eigenwillige Arthur ward lenksam wie ein Lamm und der Friede war gewiß auf längere Zeit gesichert. Setzte man vollends gar die Drohung in's Werk, daß man sie auf eine Stunde trennte, so benahmen sich Beide gleich zwei Verliebten; der sanfte Alfred verfiel in bittere Schwermuth, der wilde Arthur tobte und weinte, und das Wiedersehen glich dem stürmischen Entzücken zweier durch Schicksal und Verhängniß seit langer Zeit geschiedenen Herzen, die nach qual-

voll bekämpften Hindernissen aller Art sich plötzlich unerwartet wiederfinden.

„Just am achtzehnten Geburtstage der Zwillingsbrüder segnete Graf Tarny nach kurzem Krankenlager das Zeitliche. Trotz dem daß er bis unmittelbar vor seiner empfehlungswerth sanften Auflösung vollkommen alle seine Sinne beisammen hatte, wie wenigstens die Haushälterin aus seiner letzten, angeblich sehr gediegenen Unterredung mit seinem Mopse ersehen hatte, mußte sich doch der gräfliche Sterbende geraume Zeit besinnen, als der herbeigerufene Pater ihm die tröstliche Aussicht eröffnete, daß er nun bald Donna Estrella wiedersehen werde, und er blickte den Pater mit großen Augen an. „Wie? was? welche Donna Estrella?“ — fragte er beinahe empfindlich: „sollte sich irgend ein Frauenzimmer von mir etwas gerühmt?“ — — Zum Glück streifte in diesem Augenblicke sein schon brechendes Auge auf die an der Wand über ihm hängende Perrücke, ein Anblick, der ihn selbst todt noch an seine Hochselige erinnert haben würde, und etwas verlegen verbesserte er sich: „Donna Estrella — richtig — meine Frau. Sie meinen also, ich werde sie wiedersehen. Sie war ein gutes Frauenzimmer, und während unsers Brautstandes machte sich meine Perrücke dort auch gar nicht übel.“ Die Anstrengung des Besinnens hatte seinem bereits entweichenden Geiste noch eine unbequeme Mühe bereitet, welche muthmaßlich seine Auflösung beschleunigte. Lächelnd hinterließ er seinen Pflegesöhnen die Weisung, tugendhaft zu bleiben, und seiner Haushälterin den Befehl, den Mops nicht zu

verabschieden und bei dem Begräbniß alles nach Standesgebühr zu besorgen. Hierauf schwindelten seine Sinne in leisen Fieberschauern zusammen: „Parole d'honneur! es ist mir, als sollte ich in diesem Augenblicke sterben!" ächzte er, und machte also der Stelle dieses feinen Wohlachtungsgefühls Ehre; denn ehe noch ein Widerspruch hätte erfolgen können, sank er in die Kissen zurück und war todt; mausetodt. —

„Nach dem Hintritte des hochseligen Herrn Grafen entwickelte sich der Geist der beiden Zwillingsbrüder freier, sie waren mit einem Male zu ihren eignen Herren geworden und in dem Lebensfaden des Erziehers war die Bande gerissen, welche sich bisher geisteslähmend an ihr äußeres und inneres Streben gehangen hatte. Die Ausbildung für ihren gegenseitigen Beruf — Arthur bildete sich für den Kriegsdienst, Alfred, bei seiner Vorliebe für Künste und Wissenschaften für die Malerei — ließ die Zwillinge bis in ihr höheres Jünglingsalter beisammen; ihre gegenseitige, beinahe übernatürliche Zuneigung schien mit den Jahren nur noch mehr zuzunehmen, und als endlich Arthur's ferneres Lebensziel eine Trennung für längere Zeit nöthig machte und derselbe in auswärtige Kriegsdienste ging, war dieser Abschied gewiß ein über alle Begriffe schwerer, und Beide vermochten sich nur unter der festen, unwiderruflichen Bedingung von einander zu trennen, daß — wohin auch Hang und Schicksal vorläufig sie treiben möge — sie nach Verlauf von drei Jahren auf dem Stammgute ihres verstorbenen Pflegvaters sich unausbleiblich wieder treffen

wollten. Nur die mit einem solchen Vertrage verbundene Aussicht eines nicht allzu fernen, sichern Wiedersehens konnte ihnen einigen Muth zu diesem ersten Scheiden verleihen. Häufige Briefe voll gegenseitigen glühenden Versicherungen ihres Brudergefühles und ihrer Sehnsucht nach einander dienten die Kluft der Entfernung, welche zwischen Beiden lag, einigermaßen auszufüllen, und die Alles heilende Zeit benahm endlich dem Schmerze, wenn auch nicht seiner Quelle, der Liebe, ein Merkliches von seiner Stärke.

„Auch Alfred schickte sich, wenige Wochen nach des Bruders Scheiden, zur Reise an. Natürliches Talent und wohl mehr noch ein mit der Sinnesrichtung des sanften, tiefempfindenden Knaben vertrauter Lehrer hatte ihn in der Malerei, in deren Farben nur sein eignes, inneres Gefühl glänzend wieder aufging, frühzeitig schon bedeutende Fortschritte machen lassen. Während in seinen eigenen Compositionen mehr der Geist einer gemüthreichen Milde, einer lächelnden Schwermuth thronte, war seinen Copieen ein Geist des kühnsten Wiederschaffens eigen, und mit reger Begeisterung wurden die ewigen Werke der Griechenwelt — jene vom Zeitenmeere überflutheten Wunderkorallen der Kunst — von ihm aufgefaßt und wiedergegeben. Sein junges, vielleicht zu glühendes Herz erlabte sich an den ernsten, bestimmten Gestalten altgriechischer Schönheit, wie in der herzerfrischenden Schattenkühle alter Eichen, und die oft zu starren, zu kalten Formen jener Werke erwärmten dagegen und beseelten sich an dem sonnigen, schöpferischen Gemüthe des herrlichen Jünglings. Schon seit

länger war es ihm Bedürfniß geworden, auf den Flügeln der Sehnsucht jenem Lande zuzueilen, dessen duft- und farbenathmendes Colorit ohnedem für den Maler wie geschaffen erscheint, und unter dessen klarem Himmel die wunderhaften Gestalten einer untergegangenen Kunstvorwelt — wie heilige Stimmen der Vergangenheit im Blumentempel der Gegenwart — uns zuwinken. Italien war jenes Land, wohin Alfred's Sehnsucht schon seit länger träumerische Segel entsendete; jetzt durften sich diese Träume verwirklichen, und was in mährchenhaften Bildern und Ahnungen der Kindheit schon so frühe vor seiner Seele gestanden hatte, blickte ihn in wahlverwandten Zügen bald aus den Werken längstgestorbener Meister an, die das Sehnen, Hoffen und Empfinden ihres längverblühten Lebens hier im unvergänglichen Kunstlenze aus Farben oder Marmor zu kühnen, tiefergreifenden Bildern und Gestalten zusammengefügt hatten. Neben den traumartig erhabenen Göttergestalten Altgriechenlands standen die gleichsam beweglichen Steinbilder der lachenden Gegenwart, und wunderbar mußte oft Alfred die Gefühle, welche der Ausdruck ihrer steinernen Züge ihm darbot, mitempfinden, so daß es ihn gemahnte, als müßte er von dem Marmor wirklich verstanden werden. Dann verweilte er vor Raphael's milderen Göttergestalten, deren Wesen und Gebild dem Erdenmenschen näher steht; hier fesselte ihn die üppige, oft übermenschlich prangende Schönheitsfülle Tizian'scher Gestalten, dort grinzten oder schmunzelten ihn gemüthlich-schalkhaft oder hämisch-feindselig die schroffen, leidenschaft-

lichen Figuren des genialen Salvator Rosa an, und überall that sich ihm der geheimnißvoll hohe Sinn der italienischen Meister in wunderbar blühenden und wie von einem zauberhaften Leben durchathmeten Gestalten und Bildern kund. —

„Auch Alfred's Seele schien von dem geheimen Leben, welches in diese Farben und Gesteine durch der Meister Kraft gebannt war, allmälig durchdrungen; in seinem Geiste gingen neue Sonnen und Gestirne auf, wie in einer plötzlich verzauberten Welt, und diese neue innere Schöpfung drängte so allgewaltig an sein Herz und sein Wesen, daß er bisweilen in namenlos seligem Wahn dahinzusterben vermeinte. Der Schlaf floh ihn, sein ganzes Selbst war in einer Umgebährung wundersamer Art begriffen, und Nachts, wo die müde Welt ihr Hoffen und Leiden dem sanften Tröster Schlaf vertraute, saß Alfred sinnend vor einer mißrathenen Copie des Apollo vom Belvedere oder der Madonna di Sisto, als lasse sich eine ganze Ewigkeit da herausstudiren, oder er durchstrich in regsamer Träumerei die Straßen Roms, über welchen die südliche Nachtdämmerung wie eine geheimnißvolle Götterfeier ruhte und stumm mit den ernsten Schönheiten der alten Kunstwelt buhlte.

„Als eines Nachts dieses sein planlos-träumerisches Umherirren ihn zufällig durch eine wenig betretene Straße Roms führte, drang ihm ein nahes Degengeklirre entgegen; und, leise aber eilig sich dem Schauplatze nähernd, gewahrte er drei Bravi, welche mit Gewalt den Schlag

einer Kutsche öffnen wollten und von der verzweifelten Gegenwehr des Kutschers und eines wüthig kämpfenden Mannes nur mit äußerster Anstrengung daran verhindert werden konnten. Der vierte der Bravi, welcher dem Anschein nach zu frühzeitig und zu tollkühn den eilenden Wagen hatte erstürmen wollen, lag ächzend unter den Rädern und hatte, von der Gewalt des Schmerzes überwältigt, seinen Degen weit von sich geschleudert. Alfred hob ohne Weiteres die herrenlose Waffe auf und stürzte sich lebhaft den, des neuen Gegners nicht gewärtigen Banditen entgegen. Der Anblick des durch Alfred verstärkten Widerstandes machte die feigen Meuchelmörder verdutzt, ihr Angriff ward allmälig minder herzhaft, und als glücklicherweise der entstandene Tumult einen Haufen Sbirren herbeizog, ergriffen sie eiligst die Flucht und zerstreuten sich in die nahegelegenen Straßen, wo sie glücklich entkamen.

„Wirklich war auch diese Rettung just im Augenblicke der ernsthaftesten Gefahr gekommen, denn der Fremde, welcher sich so edelmüthig gegen die muthmaßlich gedungenen Mörder vertheidigt hatte, war durch einen wüthenden Ausfall des Einen der Bravi bedeutend verwundet, und eben, als die Bösewichter wegen Annäherung der Sbirren, vom Kampfe abließen und den Platz räumten, schwanden seine Kräfte, der Degen entfiel seiner Hand und besinnungslos taumelte er in die Arme des hinzuspringenden Alfred. Im nämlichen Augenblicke ward der Kutschenschlag von innen heftig aufgestoßen, und mit einem halbunterdrückten Schrei der Furcht, stürzte ein junges, vornehm gekleidetes

Frauenzimmer aus dem Wagen und auf den Verwundeten los, der nur schwache Zeichen des Lebens von sich gab. Mit jenem leidenschaftlichen Schmerze, welcher die Südländerinnen so unverkennbar bezeichnet und sie uns Deutschen theils besonders anziehend, theils gewissermaßen unheimlich macht, umschlang sie den Leblosen, und ihre Stimme, deren an sich ergreifender Ausdruck von dem Wohllaut und dem Charakter der Landessprache erhöht ward, ergoß sich in einem Strome unsäglich süßer Schmerzenstöne, welche auf Alfreds Gemüth mit einem ihm bisher unbekannten Gefühle, mit einem ihm unerklärlichen Zauber wirkten. Wie aber ward dem Jünglinge erst zu Muthe, als die Italienerin ihr dunkles, schmerzflammendes Auge nach ihm wendete, und — die Verzögerung ihres Dankes mit der bittern Noth des Augenblickes entschuldigend — ihn ihren und den Retter ihres Geliebten nannte, seine Hand ergriff, ja im Sturm der Gefühle dieselbe heftig an ihre Lippen drückte. Alfred meinte, unter der Berührung ihrer Lippen einen tiefen brennenden Schmerz in seiner Hand zu empfinden, er fühlte dieselbe fieberhaft zittern und vermochte auf die lebhaften Herzensergießungen der schönen Dankenden nicht mit einem Worte zu erwiedern.

„Mittlerweile war man bemüht, den schwer Verwundeten in ein nahgelegenes Haus zu bringen, er ächzte vor Schmerz, als man ihn etwas ungeschickt aufhob und seufzte, mit einem verzweifelnden Blicke auf die Italienerin: wiederholt: „Luigia, povera Luigia!“ Diese bedeckte sein Gesicht mit Küssen und führte, nachdem er endlich ein

mit Abscheu zurückgewiesen und ihn dadurch zu ihrem und Montalti's Todfeinde gemacht hatte? Diese und ähnliche, seiner Natur sonst fremde Gedanken durchkreuzten unklar Alfred's Geist, als ein hoher, stattlicher Greis von würdevollem Ansehen, von Luigia geführt, freundlich auf ihn zukam, und, ihn den Retter seiner Tochter nennend, den Jüngling gerührt in seine Arme schloß. Der hohe Greis aber war kein Anderer, als Luigia's Vater, der Conte Marcolini. Alfred hörte wenig von den warmen Dankergießungen des alten Mannes; sein Auge hing düster an dem Schmerzenslager des sterbenden Montalti, dessen Lebensgeister unter Luigia's Küssen allmälig aus dem erstarrenden Körper entflohen. Als die Dämmerung der Nacht mit ihrem langsam-schwermüthigen Gange in das stille Zimmer trat und das Sterbelager mit einem luftigen Schatten umhüllte, trat auch der Genius des Todes an das Bett des Leidenden. Noch einmal richtete sich Montalti convulsivisch auf, vergebens strebte Luigia's krampfiger Kuß das entfliehende Leben in den Geliebten zurückzudrängen; noch ein halberstickteß Aechzen und des Ritters Seele schied für immer von ihrer Hülle. Ohnmächtig sank Luigia auf die Leiche und die Anwesenden blickten erschüttert vor sich hin. —

„Das Dankgefühl des alten Grafen Marcolini gegen Alfred verkehrte sich, jemehr Jener das reiche, blühende Gemüth des Jünglings kennen lernte, allmälig in die innigste väterliche Zuneigung, und bald konnte er ihn nicht mehr missen, so daß zuletzt kein Tag verging, wo Alfred

nicht das Haus des Grafen besucht hätte. Unterdessen brannte seine Liebe für Luigia im Verborgenen, aber um so tiefer fort. Er fühlte, daß nichts seinen Wünschen im Wege stand, als Montalti's Angedenken: denn an Stand wie an Reichthum konnte er sich mit der Familie des Grafen Marcolini messen. Des Vaters Liebe, der Tochter Freundschaft hätten ihm ebenfalls Ansprüche in die Hände gegeben, aber überall sah er Montalti's Schatten gespenstisch zwischen sich und Luigia's Herz treten, und der Letztern Liebe mußte er bei den Todten glauben. Und dennoch irrte er sich. Das stille, treuergebene und entsagende Leiden des anmuthreichen Jünglings ließ im Verlaufe der Zeit das Herz der süßen Jungfrau nicht ohne Mitgefühl. Wären auch Montalti's Stolz und Leidenschaftlichkeit mehr ihrem eigenen Charakter entsprechend gewesen, als Alfreds Sanftmuth, so bildete doch die Letztere eine wirksame Schranke für ihre Heftigkeit, und immer mehr lernte sie gerade die Contraste lieben, welche ihr und Alfred's Wesen zu einander bildeten. Kaum aber hatte ihre Neigung für Alfred nur leichthin Wurzel gefaßt, so griff sie in dem Herzen der Italienerin eben schnell, als mächtig um sich, und bald hatte ihre Glut die des Jünglings erreicht, wo nicht überflügelt. Nur die mächtigen Schutzengel der weiblichen Würde, der Stolz und die Schaam, bewachten das Geständniß ihres Herzens und versiegelten die Lippen des liebenden Mädchens. Die Liebe verdammt sich so gern, durch Schweigen oder durch Eigensinn, zu freiwilliger Selbstqual. Alfred ahnete, wie ein Träumender, nichts

von dem ihm erwachten Glücke; die Liebe ist ja ein Traum. Luigia's Vater bemerkte lächelnd die gegenseitige stille Qual der Liebenden, die durch ein einziges Wort leicht zu heben gewesen wäre. Allein er schwieg, wohl wissend, daß zwei, für einander erglühte Herzen zuletzt keines Dolmetschers bedürfen, um sich verstehen zu lernen, und daß fremde Einmischung gerade den höchsten Zauber einer jungen Liebe, die schüchterne Seligkeit eines Geständnisses, verloren gehen lasse. Insgeheim aber freute er sich dieser Liebe und baute schöne Hoffnungen darauf.

„Alfred, von Natur zart und reizbar, empfand mehr und mehr alle Qualen einer unbefriedigten, wie er glaubte verschmähten Liebe; die ewig neu sich erhebende, ewig neu zurückgekämpfte Sehnsucht zehrte zuletzt sichtlich an seinem jungen Leben, die Blüthe der Gesundheit bleichte und erstarb auf seinen Wangen, und, dem in Luigia's Nähe nie zu beschwichtigenden, so marterrollen innern Kampfe ernsthaft zu begegnen, beschloß er zuletzt, nach vorhergegangenem langen Schwanken, nach dem einzigen bittern Mittel zu greifen, der Entfernung. Der Vorsatz, einmal zur Reife gediehen, mußte schnell ausgeführt werden, wenn er ihm treu bleiben sollte. Alfred brachte mit möglichster Eile seine Sachen in Ordnung, und schon der nächste Morgen sollte ihn außerhalb der Mauern Roms finden. Er schwankte nur noch, ob er Abschied von Luigia und deren Vater nehmen sollte oder nicht. Wohl fühlte er, daß dieser Abschied alle seine Mannhaftigkeit erschöpfen, ja ihn vielleicht in seinem unumgänglich nothwendigen Ent=

schlusse schwanken machen würde; aber er fühlte auch, daß eine Trennung ohne Abschied den alten Grafen, der ihn wie seinen Sohn liebte, bitter kränken, außerdem aber auch Luigia eine Ahnung seiner streng verschwiegenen Leidenschaft geben könnte: denn Alfred war stolz genug, eine Liebe, die er so völlig unerwiedert glaubte, zu seiner eigenen Marter tief in sich zu verschließen, aber er war auch thörig genug, zu glauben, daß eine so heftige Liebe, wie die seinige, den Augen eines Mädchens, welches obendrein selbst der Gegenstand seiner Glut war, überhaupt verborgen gehalten werden könne. —

„Er fühlte die Nothwendigkeit des letzten schwersten Opfers, des mündlichen Abschiedes von Luigia und deren Vater, und ging mit hochklopfendem Herzen an die Ausführung. Seine Lage zu verschlimmern, war, als er in Marcolini's Haus trat, der Graf abwesend; er fand Luigia allein, ein Umstand, den er unter andern Verhältnissen als ein Glück gepriesen haben würde, der aber diesmal nur das Peinliche dieser Augenblicke für ihn vermehren half. Der Anblick der so heiß Geliebten, die er jetzt zum letzten Male sehen sollte, erfüllte ihn mit einer wilden, herzzerreißenden Wehmuth, deren er heute vergeblich Meister zu werden strebte. Jede andere Rücksicht schwieg, er empfand sich in diesem Augenblicke nur in seinem Schmerze, fühlte nichts als Luigia's ewigen Verlust, und umsonst haschte er nach Fassung. Die ungestüme Trauer des sonst so sanften Jünglings, das ungewohnt Heftige und Leidenschaftliche seiner Bewegungen, die plötzliche Veränderung

seines ganzen Wesens, dies Alles erfüllte Luigia's Herz mit Bangen, sie glaubte ihn unwohl und ihre Hand sanft auf seine fieberhaft brennende Stirn legend, fragte sie ihn mit milder Stimme, die unwillkührlich einen zärtlichen Ton annahm, und mit sichtbarer innerer Bewegung: was ihm fehle? Dabei zitterte ihre Sprache, ihre Hand zuckte auf seiner Stirn und ihr Auge füllte sich mit Thränen. Da war Alfred's Stärke dahin, die langbeherrschte Leidenschaft sprengte unaufhaltsam ihre Fesseln, und, überwältigt vom schweren, unaussprechlichen Wehe, warf sich der liebeskranke Jüngling zu den Füßen der himmlischen Luigia nieder und in wilden Liebesklagen machte sich seine gemarterte Brust Luft, als müsse er vor der Angebeteten in Qual und Wonne dahin sterben und aufhören zu seyn. Die schülerhafte Feder des Dichters müht sich vergeblich die bange Seligkeit jener Augenblicke zu schildern! Statt, wie Alfred zitternd es erwartet, sich zurückgestoßen, verhöhnt, vernichtet zu sehen, fühlte er sich aufgehoben von süßen Händen, der verrätherische Mund büßte dadurch seine Keuschheit, daß ein Strom glühender Küsse sich über ihn ergoß, Auge tief im Auge überhäuften sie sich gegenseitig mit holden Vorwürfen, straften und verziehen durch Umarmungen, quälten und beseligten sich — — die zwei Herzen hatten sich verstanden, und lächelnd trat Luigia's Vater herein und segnete die verschämt vor ihm erröthenden Kinder.

„Die Ungeduld der beiden Liebenden beschleunigte ihre Vermählung, und nach Verlauf weniger Monate kehrte

Graf Alfred Wernheim mit seiner reizenden Gattin nach Deutschland zurück und ließ sich mit derselben in dem Schlosse seines verstorbenen Vaters nieder, welches er seit seiner Volljährigkeit gemeinschaftlich mit seinem Bruder Arthur in Besitz genommen hatte. Der alte Graf Marcolini folgte ihnen dahin, segnete aber nach Verlauf eines Jahres das Zeitliche, nachdem Luigia ihn vorher mit einer kleinen Enkelin beschenkt hatte, welche Alfred, zur Erinnerung an seine unglückliche, so früh dahingestorbene Mutter, Rosalba nannte. —

„Alfred's Glück war vollkommen, und obschon ihm der Abstand zwischen seinem und Luigia's Temperamente bisweilen ziemlich auffallend ward und zu manchen Zeiten sogar zu kleinen, schnell vorübergehenden Zwistigkeiten Anlaß gab, so besaß er ja doch in ihr eine Gattin, welche er anbetete und von deren leidenschaftlicher Gegenliebe er häufige Beweise erhielt; und auch seine Vaterfreuden waren bereits durch die Geburt eines holden Kindes begründet. Sein ganzes Leben stand im üppigsten Sonnenglanze, den er mit stillem Entzücken feierte.

„Seine Glückseligkeit zu erhöhen, kehrte um diese Zeit, plötzlich und unverhofft, sein Bruder Arthur vom weitentlegenen Schlachtfelde zurück. Eine nicht bedeutende Verwundung, welche aber gleichwohl eine langsame und sichere Heilung erforderte, hatte ihm einen langen Urlaub verschafft, und er benutzte denselben, um an dem Herzen des geliebten Bruders desto schneller zu gesunden. Seine kurze Kriegslaufbahn war nicht ruhmlos [illegible]

seltene Bravour und Unerschrockenheit hatte ihm zu namhafter Auszeichnung verholfen, das Majors-Patent und einen Stern auf der jungen Brust brachte er als Zeichen der Gnade seines Fürsten zurück. Des Bruders letzte Briefe hatten ihn, bei der steten Unbestimmtheit und oftigen Veränderung seines Aufenthaltes nicht angetroffen, daher war ihm auch keine Nachricht von der Vermählung desselben zugekommen. Vielmehr hatten die Briefe Alfred's, welche er noch von Italien aus erhalten, ihm nur dessen hoffnungslose, verzweifelnde Liebe geschildert, und er erstaunte demzufolge um so mehr, als er seinen Bruder jetzt mit einem Male im Vollgenuß befriedigter Liebe und häuslicher Glückseligkeit wiederfand, ein bitterer Gegensatz zu seinem eignen verwaisten und verlassenen Wesen, welches, gegen die Lage Alfred's gehalten, ihn heute zum ersten Male schmerzlich fühlbar ward, wenn sein Blick auf Luigia streifte, die im Glanze niegesehener Schönheit vor ihm stand. Auch Arthur war schön; nicht der Sonnenschein, wohl aber die Stürme des Lebens hatten seine Blüthe frühzeitig aus der Knospe gehoben, ohne sie zu ertödten. In herrlicher Männlichkeit kehrte er zurück; eine geheimnißvolle Schwermuth, welche auf seiner Stirn lagerte, bändigte die herausfordernde Kraft seines Blickes und konnte ihn anziehend machen, um so mehr da dieser Zug zu verrathen schien, daß der kaltschimmernde Ordensstern, welcher auf seinem Herzen ruhte, letzteres nicht zu befriedigen geeignet war. — Sein heftiges, unstätes und leidenschaftliches Gemüth stand in offenbarer Uebereinstimmung zu dem Luigia's;

ehe er es noch ahnete, war eine verderbliche Flamme für das schöne Weib in ihm entbrannt, welche mit tiefer, ungestümer Seelenqual durch sein ganzes Wesen wühlte und ihn der Verzweiflung nahe brachte. Er empfand wohl, daß nicht sowohl Pflichtgefühl für den Bruder, als vielmehr die Hoffnungslosigkeit seiner Leidenschaft ihm solche Marter auferlege, unmerklich faßte er sogar eine bittere Mißgunst gegen den glücklichen Bruder, welche sich mit der Zeit in wirklichen Haß verkehrte, dessen er auch so wenig Herr zu werden wußte, daß er auf alle mögliche Weise die Nähe Alfred's floh und, wenn ja der Zufall ihn mit demselben zusammentreffen ließ, ein finsteres Schweigen und Zurückhalten, welches selbst äußerlich immer mehr einen feindseligen Charakter annahm, beobachtete. Alfred, zu arglos den wirklichen Grund zu errathen, schrieb dieses Benehmen des von ihm so geliebten Bruders nur irgend einem geheimen Kummer zu und erwartete, wie sehr auch diese Bemerkung ihn betrübte und beunruhigte, dennoch Milderung seines Schmerzes von der endlich alle Wunden heilenden Zeit.

„Luigia's schärferer Blick war schneller bis auf die wahre Ursache zu Arthurs Kummer gedrungen, und noch ganz andere Gefühle, als das Mitleiden, wären es, welche bei dieser Entdeckung ihre Brust erfüllten. Arthur's ewig erregtes, fast nie zum Zustande der Ruhe kommendes Gemüth war recht eigentlich für das ihrige, dem es so sehr glich, geschaffen, sie gelangte mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß nur dieser Mann geeignet gewesen wäre,

völlig mit ihrem Wesen, ihrem tiefsten Selbst übereinzustimmen und vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß derselbe auf immer für sie verloren sey; denn Luigia war nur für die Liebe, nicht für die Treue geboren und verzehrend brannte jene Flamme in dem Busen der Südländerin, ihre Glut konnte nur durch Gegenglut erstickt werden.

„Zwischen zwei so ungewöhnlich erregten Seelen konnte eine gegenseitige Verständigung unmöglich lange ausbleiben. Arthur vermochte sein Leiden nicht länger vor ihr zu verschweigen und Eines vernahm sein bedauernswerthes Glück aus dem Munde des Andern. Entsagung oder Selbstüberwindung lag nicht in den Naturen dieser beiden Menschen, ihr ganzes Sinnen war vielmehr, nachdem sie einmal sich verstanden hatten, darauf gerichtet, alle Hindernisse, welche ihrer Vereinigung und der Befriedigung ihrer Leidenschaft entgegenstanden, aus dem Wege zu räumen und gewaltsam jede Schranke zu überspringen, welche ihnen noch verwehrte, einander anzugehören. Und hierzu bot ihnen nichts schneller, nichts sicherer die Hand, als schleunige Flucht. Arthur nahm nur wenige seiner Kostbarkeiten mit sich, die anderen überließ er, laut einer späterhin an Alfred gesendeten Verschreibung, nebst den ihnen gemeinschaftlich zugehörenden Gütern sämmtlich seinem Bruder. Durch Abtretung armseliger Reichthümer meinte er den Unglücklichen für ein entrissenes Lebensglück schadlos zu halten! — Ein Ausflug, den Alfred auf einige Tage in eine benachbarte Stadt hatte unternehmen müssen, ward von den verrätherischen Liebenden zur Ausführung ihres

Vorhabens benutzt. In tiefster Nacht brachen sie heimlich auf, und da das Muttergefühl, welches sich selbst dem sündigen Weibe nicht entfremden will, zu mächtig in Luzia's Busen sich regte, so beraubte man nicht nur den Gatten, sondern auch den Vater, denn auch die zweijährige Rosalba nahmen die Flüchtlinge mit, und um vor jeder gesetzlichen Einschreitung gesichert zu seyn, wählten sie zu ihrem Zufluchtsorte ein Land, wo die freche Willkühr Einzelner, die das große, heilsame Völkerunternehmen schändeten, das Gesetz hatten verstummen lassen; sie flohen nach Frankreich, wo eben die Revolution ihr dreimal schreckliches, aber die Sache der Freiheit blutig schirmendes Banner ausgebreitet hatte, unter dessen mächtigen Fittigen ein junges, willensfreies Zeitalter kräftig herangenährt wurde.

„Glücklich gelang den Verräthern ihre Flucht, der Boden der neuen Freiheit nahm sie gastfrei auf. Die Revolution, welche, wie jedes blutige Trauerspiel, trotz aller Gräuel doch sichtlich auf einen versöhnenden Schluß hinarbeitete, entrollte ihren ungeheuren Scenengang vor den erstaunten Augen unserer Flüchtlinge, und, verlockend, wie alles Furchtbar-Erhabene, riß sie bald auch Arthur's thatenglühenden Geist hinein in ihr weltgestaltendes Getriebe. Der kühne, kraftvolle Mann war in dieser Zeit willkommen, und nicht langer Zeit bedurfte es, so war auch ihm eine bedeutende Rolle in dem großen Unternehmen zugetheilt. Und dennoch däuchte dem ungestümen Geiste der Standpunkt, den man ihm angewiesen, zu be-

schränkt, zu untergeordnet und sein darüber empfundener Unmuth führte ihn zu Willkührlichkeiten, die ihm anfangs Verweise, bald aber Verdacht zuzogen, ein in jener Zeit — wo alle langweilige Uebel, mithin auch die Rechtspflege, aus den Augen gesetzt wurden — gefährlicher, meistens tödtlicher Uebelstand. Arthur, dessen schnelle Erhebung ihm, wie nicht ausbleiben konnte, zahlreiche Neider zugezogen hatte, ward auf den Grund jenes Verdachtes wider seine Erwartung verhaftet, und Luigia durfte mit Recht für das Leben des Gatten zittern. Wohl wissend, daß Flehen um Gnade vor den versteinten Ohren der furchtbaren Richter kein Gehör finde und nur dem Flehenden auch Gefahr zu bereiten diene, wollte das kühne Weib den Geliebten mit Gewalt befreien. Vertraut mit den Gesinnungen Vieler, faßte sie den Plan, einen Haufen der zahlreichen Mißvergnügten — die entweder Anhänglichkeit an alte, durch die Revolution gestürzte Formen, oder Widerwillen gegen die, von deren Händen jetzt die Macht des Volkes verwaltet und verfälscht ward, dazu gemacht hatte — zu einem Entschlusse zu bringen, die Schreckensmänner in ihrer Sicherheit plötzlich zu überfallen, dieselben durch einen einzigen kühnen Streich zu vernichten, und dem Gatten dadurch nicht nur zu Leben und Freiheit zu verhelfen, sondern ihn auch zum Nachfolger der zu stürzenden Schreckensregierung zu erheben und die unermeßliche Gewalt des neuen Freiheitsstaates auf seine Schultern niederzulegen. Sie fand, wie sie gehofft, zahlreiche Genossen, die mit zorniger Ungeduld schon lange

dem Wirken und Treiben der obern Willkühr zugesehen und im Geiste sich dagegen aufgelehnt hatten; sie harrten begierig der Gelegenheit, wo diese fluchwürdigen Ketten, welche, von der angeblichen Freiheit vertheilt, sich schon so schmerzlich-tief in das Mark des schönen Frankreichs eingewühlt hatten, zu zerbrechen wären, und waren gern bereit, Leib und Leben dafür einzusetzen. Somit entbehrte Luigia, zu Ausführung eines solchen Vorhabens, keiner andern Mittel, als der List und der Vorsicht. Der erste gute Fortgang ihres Unternehmens machte sie zu kühn und zu unbedachtsam; sie vertraute sich voreilig zu vielen Personen an, um dieselben in ihr Complott zu ziehen, obschon sie von deren Treue und Verschwiegenheit keine zuverlässigen Proben hatte. So geschah es, daß dieser Plan schon in seinem Beginnen entdeckt ward. Die Meisten der darein Verwickelten erhielten noch bei guter Zeit Nachricht von dem über ihre Häupter heranziehenden Ungewitter und retteten sich durch die Flucht. Luigia aber, welche beherzt der Gefahr die Stirn zu bieten und Alles zu wagen, beschlossen hatte, nur um Arthur dem Verderben zu entziehn, stürzte sich dadurch in ihr eigenes. Obschon sie nebst ihrem Kinde einem möglichst verborgenen Schlupfwinkel zugeeilt war, so konnte sie doch den Nachspürungen ihrer Henker nicht lange entgehen; man ward ihrer habhaft und, gewöhnt in dergleichen Fällen mit Schnelligkeit zu Werke zu gehen, sprach man ihr Urtheil auf der Stelle. An demselben Tage, wo — noch ein Werk ihrer frühern Umtriebe — Arthur durch die bestochenen Wächter heim-

lich aus seinem Kerker herausgeführt ward und, im erquickenden Gefühle der wiedererlangten Freiheit, ungestüm in die Arme seiner Gattin zu eilen gedachte, fiel Luigia's Haupt unter dem Beile der Guillotine, und die schöne, beklagenswerthe Frau, deren Herz im Leben von so schwülen Gewittern erschüttert worden war, vergoß ihr Blut, um den zu retten, der am reizendsten mit ihr gesündigt hatte. Der Tod hatte ein unendlich süßes Opfer gewürgt und dessen frühere Vergehen rein gewaschen im Blute.

„Die Kerkerluft, der Mangel an Freiheit hatte Arthur geschwächt, und um so verderblicher mußte die furchtbare Nachricht von der Ermordung seines Weibes auf ihn wirken, sie erfaßte vernichtend seine Körper- und Seelenkräfte und begrub sein Bewußtseyn in Nacht. Ein wüthendes Fieber warf sich auf den Elenden und blies seine matte Lebensflamme wirr zusammen, zu grausam, um sie vollends zu verlöschen. In der Raserei der Krankheit sprach er von nichts, als von Guillotine und Kopfabschneiden, er formte aus zusammengeknetetem Brote kleine menschliche Figuren, denen er mit wahnsinnigem Gelächter dann die Köpfe abhieb. Kam ihm zufällig ein Spiegel zu nahe, so gerieth er in die äußerste Wuth und versuchte sich mit Gewalt den Kopf abzureißen, weil er meinte, es wäre nicht sein eigner, sondern der Luigia's, den man ihm aufgesetzt. Alles, was ihm in die Nähe kam, wollte er mit Gewalt köpfen, denn er behauptete, daß es eigentlich in der Welt keine Köpfe mehr geben dürfe, seit Luigia's schönes Haupt gefallen sey; und als in einer Nacht seine Wäch-

ter, vom Schlummer überwältigt an seinem Lager saßen, schlich er, nachdem er sich ein Messer verschafft hatte, heimlich in das an sein Zimmer anstoßende Cabinet, wo seine kleine Rosalba schlief. Er lachte bei ihrem Anblicke schmetternd auf, und als das Kind darüber erwachend den Vater mit den Augen seiner gemordeten Luigia arglos anlächelte, ergriff ihn die Raserei der Verzweiflung, er schrie, das Kind müsse der Mutter auf der Stelle noch ähnlicher werden, und würde unfehlbar mit seinem Messer versucht haben, den Kopf des Kindes vom Leibe zu trennen, wenn sein Gebrüll nicht noch zu rechter Zeit die Wächter erweckt hätte, die ihn mit Gewalt hinwegrissen. Man sah sich genöthigt, den Rasenden in Ketten zu legen. Des verwaisten Kindes aber nahm bald darauf ein Freund und Revolutionsgenosse Arthur's, ein junger Franzose aus einer altadeligen Familie sich an, welcher, da seine eigne Ehe kinderlos blieb, die junge Rosalba wie seine eigne Tochter erzog und später auch seinen Familiennamen auf sie übertrug, so daß sie seinem Namen förmlich einverleibt wurde. —

„Arthur genas nur langsam von seinen äußern Leiden; als aber endlich die Macht der körperlichen Krankheit von ihm abließ, gewahrten seine Freunde, welche ihn bei sich verborgen hielten und ihn pflegten, mit Entsetzen, daß das Licht seines Geistes für immer erloschen sey und der Irrwitz seine sinn-ertödtenden Arme um ihn geschlungen habe. Obgleich sanft und ungefährlich, gelangte er dennoch nicht wieder zum Gebrauche seiner Vernunft, und

sein erblindeter Geist griff allenthalben nach kindisch-schmerzlichen Spielereien, die gewöhnlich seltsam entstellte, halbklare Reminiscenzen seines Schicksals bildeten. Vor Allem beschäftigte ihn nach wie vor das Spiel des Kopfabschneidens, welches er bald an Teigfigürchen und Kinderpüppchen, bald auch an kleinen lebenden Vögelchen executirte. Als aber nach Verlauf mehrerer Jahre, nachdem das allgemein gangbare Gerücht seines Wahnsinns, wie auch der Sturz und Tod seiner Ankläger ihn bereits jeder Gefahr entzogen hatte, der Zufall einen alten Gaukler und Taschenspieler nach Paris brachte, der, mit optischer Täuschung und andern tollen Spiegelfechtereien, nicht nur lebendigen Feldtauben, sondern auch lebendigen Menschen die Köpfe abschnitt und wieder ansetzte, da hätte den wahnsinnigen Arthur die Freude über diese wunderbare, seinem kranken Gemüthe so ganz entsprechende Kunst beinahe wieder zum vernünftigen Manne gemacht. Er saß vom Morgen bis zum Abend in der Bude des Taschenspielers und sah dessen grauenvoller Kunst behaglich zu, ja er drängte sich so lange an den alten Gaukler an, bis dieser, der selbst nicht so ganz klar im Kopfe gewesen seyn soll, endlich Geschmack an ihm fand und ihn zuletzt förmlich zu seinem Compagnon und Theilhaber seiner gauklerischen Geheimnisse machte. Ja, als bald darauf jener hochbejahrte Taschenspieler starb, ward der unglückliche, geistverirrte Arthur sein Nachfolger und, nachdem er mit einem Male Paris heimlich verlassen, durchzog er alle Länder Deutschlands und übte, zur haarsträubenden Erbauung der reich-

lich ihn umströmenden Zuschauer, seine tollen Künste, wiewohl unter angenommenem, fremden Namen, mit nie ermüdendem Eifer durch die ganze weite Welt. —

„Sie errathen nun wohl schon, daß der sogenannte Monsieur Darville, der Kopfabschneider, welchen wir gestern unter so sonderbar schreckenvollen Verhältnissen seine unerfreuliche Kunst ausüben sahen, kein Anderer ist, als der wahnsinnige Arthur, Graf von Wernheim, freilich nur noch ein verzerrter Schatten seiner selbst, der zum Spotte oder zur Wehmuth reizt.“ —

Hier hielt der Franzose einige Augenblicke in seiner Erzählung inne, wahrscheinlich um mir Zeit zum Verwundern zu lassen. Erstaunt und verworren blickte ich ihn an. „Und Rosalba, Alfred's und Arthur's Waise, was ward aus ihr?“ fragte ich mit gespannter Neugierde.

„Rosalba ward, wie ich Ihnen schon erzählte, von einem vornehmen Manne an Kindesstatt aufgenommen,“ fuhr der Franzose fort. „Das Ebenbild ihrer Mutter, blühte sie in beinahe idealer Schönheit zur Jungfrau heran, und da, trotz aller Nachforschungen, sowohl ihr erster wie ihr zweiter Vater, d. h. Alfred und Arthur, nicht ausfindig zu machen waren, so maßte sich ihr Pflegevater volle Gewalt über sie an und vergab, als sie so weit gediehen, ihre Hand an den Sohn eines der ersten Staatsmänner Frankreichs, dessen Gattin sie noch in der ersten Blüthe ihrer Jahre ward. Aber wie das Schicksal einmal beschlossen zu haben schien, alle Abkömmlinge des unglücklichen Wernheim'schen Hauses frühzeitig

geistig oder körperlich untergehen zu lassen, so sollte auch diese schöne Blume bald unter den Küssen des Besitzers verwelken. Rosalba starb im ersten Jahre ihrer Ehe an den Folgen einer schweren Niederkunft, und von der süßen, schattenähnlich vorübergegangenen Erscheinung blieb hienieden nichts zurück, als ein schönes weinendes Kind, welches man, zum Andenken an die reizende, hingewürgte Luigia, seine Eltermutter, Louison nannte, die jetzt der Stab und die Seligkeit eines armen, alten Mannes ist; denn daß Sie es nur wissen: ich bin jener Freund des unglücklichen Arthur, der Pflegevater der armen Rosalba, und dieser Engel an meiner Seite ist Louison, die Enkelin des verschollenen Alfred, Grafen von Wernheim." —

Hier machte der Franzose eine abermalige Pause, während welcher ich in seltsamen Gefühlen den Boden anstarrte. Dann hub er wieder an:

„Wenn man der schon oft gemachten Bemerkung, daß die Familienähnlichkeit meist einen Sprung zu machen pflege und in der zweiten Abkunft doppelt treffend wiederkehre, Glauben zu schenken geneigt ist, so wüßte ich ebenfalls einen mächtigen Beweis dafür aufzustellen, denn wie unverkennbar auch Rosalba's Züge mit denen ihrer Mutter, bei zunehmenden Jahren, übereinstimmten, so war dies doch nur eine Ahnung zu nennen gegen die bestaunenswerthe Aehnlichkeit, welche sich in Louison's Zügen mit denen der unglücklichen Luigia entwickelte, denn wie sie hier leibt und lebt, scheint sie Luigia zu seyn. Urtheilen Sie selbst!" — Dabei reichte er mir ein kleines Medaillon,

welches das Portrait Luigia's enthielt, und in der That mußte ich, da in Louison mir der Vergleich zur Seite stand, über eine solche, bis in's Kleinste durchgeführte Aehnlichkeit erstaunen.

Der Franzose aber sprach weiter: „Muthmaßlich wird Ihnen nun auch Arthur's, des Taschenspielers, plötzlich wiederkehrender, blutiger Wahnsinn erklärlich werden, als er, mitten in der Ausführung seines wunderlichen Kunststücks, mit einem Male in Louison's Gesicht blickte. Der Unglückliche meinte nicht anders, als die gemordete Luigia stehe vor ihm und wollte ihn höhnen. Die Furcht über diese, im Leben so heiß von ihm geliebte Erscheinung packte ihn mit der Macht mordbegieriger Raserei, und so tödtete er wirklich den Jüngling, der doch nur sein Scheinopfer hatte seyn sollen, und wollte mit dem Schwert untersuchen, ob der vermeintlichen Luigia Haupt wieder fest stehe, oder ob es nur eine gespenstische Täuschung sey? Hätten Sie, bon ami! nicht mit eigener Lebensgefahr dem Wahnsinnigen gewehrt, so würde auch meine süße Louison durch die Hand des Rasenden den frühen Untergang gefunden haben, der schon ihre Eltern und Ureltern verfolgte.“ Dabei drückte der Franzose meine Hand mit dankbarer Wärme, und auch von Louison's blumenzarter Hand fühlte ich einen leisen Druck. Der Erstere aber setzte hinzu: „Offen gestanden, zitterte ich dazumal für nichts so sehr, als daß Arthur, nach seinem gestrigen blutigen Taschenspielerstück, von den Händen der Polizei ergriffen werden und dadurch, zur Schmach seiner Familie, nicht nur sein wahrer Stand,

sondern auch sein früheres Verhältniß zur Revolution an den Tag kommen könnte, was ihm, da man seinen Wahnsinn zum Deckmantel nehmen würde, wohl leicht ewige Haft bereitet hätte. Ueberdem mußte ich sogar fürchten, daß, bei der vorauszusehenden strengen Untersuchung, auch mein früheres Verhältniß zu Arthur und meine enge Theilnahme an der alten Revolution meines Landes aufgespürt werden könne, ein Umstand, der mir, wenn auch nicht mehr persönliche Gefahr, doch eine Fülle von Unannehmlichkeiten und Verwickelungen zugezogen haben würde. Ich bereute es daher schon, der geheimen Mittheilung, welche mir Arthur's versteckte Anwesenheit in Wien meldete, hieher gefolgt zu seyn, ein Schritt, den ich einzig unternommen, um den letzten Versuch zu machen, Arthur der Vernunft und seiner Familie zurückzugeben und meine arme, verwaiste Louison, deren Vater kurz nach dem Tode der Mutter an einem hitzigen Fieber starb, durch einen nahen Verwandten für so viele Verluste zu entschädigen. Ich wollte mich unerkannt von dem Seelenzustande des Unglücklichen überzeugen und besuchte daher seine Vorstellung, erfreut in Ihnen einen Begleiter auf diesem für mich angstvollen Wege gefunden zu haben. Mit Schmerz und Entsetzen erkannte ich in dem von Alter, Gram und leidenschaftlichem Wahnsinn furchtbar verzerrten Gesichte des Taschenspielers doch den einst so schönen, kräftigen Arthur wieder, obschon der sichtbare Tod noch bei Lebzeiten vernichtend über diese Gestalt dahingegangen war; selbst seine Kleidung war dieselbe geblieben." — Louison hielt mir dabei das Medaillon hin,

welches Arthur vorstellte und das schon gestern von mir an ihrem Halse bemerkt und erkannt worden war. — „Nicht wenig erschrak ich", — fuhr der Erzähler fort — „als ich in dem den Vorhang der Taschenspielerbühne zierenden Bilde der geängstigten Psyche deutlich Luigia's Züge — —

„Louison's Züge" — rief ich hastig dazwischen und entsann mich erst, nachdem ich dies gerufen, der schon besprochenen, an's Wunderbare streifenden Aehnlichkeit. —

Aber ungestört durch meinen Einwurf, ergänzte der Franzose: — — „deutlich Luigia's Züge wieder erkannte und daraus abnehmen durfte, wie lebhaft das Bild der unglücklichen Frau noch immer die irre Phantasie des Bedauernswürdigen beschäftige, und seine oft wiederholten entsetzlichen Worte: „Kopfweg! Kopfweg!" bestärkten mich in dieser wenig trostreichen Bemerkung. Ein Stein fiel mir später vom Herzen, als ich vernahm, daß er glücklich den Händen der auf ihn Jagd machenden Polizeidiener entgangen sey." —

„Und nur von des schuldbelasteten Arthur's, nicht von des edlen, beraubten und doppelt verrathenen Alfred's fernerem Geschicke wissen Sie mir etwas mitzutheilen?" fiel ich zuletzt dem Franzosen mit antheilnehmender Neugier in die Rede.

„Alfred" — belehrte mich der Erzähler — „kehrte von einer mehrtägigen Reise, in froher Sehnsucht nach den Seinen, auf sein Schloß zurück. Er fand Bruder und Weib entflohen, sein Kind entführt, und verfiel, ohne daß man ihn heftig klagen hörte, in tiefen Trübsinn, der

mit der Zeit zunahm. Selbst die Malerkunst, von ihm einst so hochgeliebt, ekelte ihn an, und er soll von jenem Tage an nur Luigia's Bild in verschiedenen Gestalten noch einige Male für sich entworfen, dann aber Pinsel und Palette für ewige Zeiten verabschiedet haben. Nach Verlauf einiger Jahre war sein Tiefsinn so weit gediehen, daß man ihn fast nie ein Wort mehr sprechen hörte. Einige wohlmeinende, aber in den Mitteln sich vergreifende Freunde glaubten ihn halb mit Gewalt der Welt und ihren Freuden wiedergeben zu müssen, sie drangen in ihn, in ihrer Gesellschaft auf einige Zeit in eine nahgelegene Stadt zu reisen und sogar das Theater mit ihnen zu besuchen, wo eben eine durchreisende Tänzergesellschaft einige Vorstellungen gab; er, der allenthalben sich so völlig willenlos zeigte, setzte ihnen keinen Einspruch entgegen. Wirklich schienen die wunderbaren Verschlingungen menschlicher Formen, wie er sie in diesem Ballet mit ansah, nicht ungünstig auf den Sinn des schwererkrankten Mannes zu wirken. Die zierlich verführerischen Attitüden der Sylphen und Genien, die fratzig-komischen Ueberpurzelungen der Gnomen und Dämonen, das schwerfällige Umherstelzen des Pierot neben dem altcoquetten Getrippel des Pantalon und den eben so grotesken als grazieusen Tänzen des verliebten Arlequin, thaten den Sinnen eine wunderlich bunte Welt auf, mit welcher die begleitende Musik in anmuthigem Einklange stand. Alfred schien zum ersten Male wieder einige Theilnahme zu empfinden; vielleicht rief dieses Schauspiel freundlichere Reminiscenzen an das duftige Italien, wo

zuerst Luigia ihm im Glanze der Schönheit und Liebe begegnet war, in ihm wach, als die Außenwelt, welche ihn sonst zu umgeben pflegte. Vor Allen aber schien die Gestalt der Colombine seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Diese Colombine war eine jener wunderbaren Erscheinungen, welche, selbst aus einer Masse der tollsten und frivolsten Umgebung heraus, dem Beschauer ein Gefühl der Wonne und Andacht zugleich einflößen. Fülle war an ihr mit Zartheit gepaart, Beweglichkeit mit Grazie, alle ihre Stellungen bildeten den Ausdruck einer empfindsamen Schalkheit, in welche sich gleichwohl bisweilen eine Wildheit, ein mänadenartiger Ungestüm verirrte, der nach eigner Vernichtung zu streben schien. Alfred vermochte kein Auge von ihr zu verwenden. Das Ballet neigte sich seinem Ende entgegen. Es sollte nur noch ein Pas de deux zwischen Arlequin und Colombine folgen, deren reizender Gliederbau sich abermals im vollsten Lichte zeigte und um so mehr die schwarze Maske verwünschen ließ, welche das Gesicht der sonst so vollkommen schönen Tänzerin, dem Costüm getreu bedeckte. Arlequin verfolgte Colombinen mit bittenden Geberden, sie entzog sich ihm mit dem Ausdrucke spröder Verliebtheit, und bei diesem Nahen und Entfliehen wurde unwillkührlich das Herz jedes Zuschauers von einer brennenden Sehnsucht nach der schönen Maske erfüllt, ja dieses Verlangen steigerte sich, da während dessen die begleitende Musik einen immer schnellern Takt annahm. Auch Colombine's Flucht ward — wie aus Furcht vor der eignen inneren Leidenschaft, die sie zu verläugnen strebte

— immer hastiger, Arlequin folgte immer leidenschaftlicher, allmälig gerieth die Musik in den tollsten Wirbel, kaum konnte man so schnell sehen, als die Beiden sich flohen und haschten, und trotz der Leichtigkeit ihrer Bewegungen, mußte man ihnen endlich die ermüdende Anstrengung anmerken; denn Arlequin's Sprünge gewannen allmälig ein unnatürliches, gewaltsames, beinahe unheimliches Aussehen, Colombine's schöner Busen wogte fieberhaft, wie eine Blumenflur im schwülen Gewittersturme; da erreichte die Musik ihren schnellsten, beinahe tobenden Takt, die Masken flohen und verfolgten sich mit einer an Raserei gränzenden Leidenschaft, jetzt hatte Arlequin die Flüchtige erhascht, wollüstig triumphirend faßte er die Athemlose um den Leib, in dem Augenblicke stieß Colombine einen erstickten Schrei aus, riß wie in einer plötzlich überströmenden Angst sich die schwarze Maske herunter, so daß die Zuschauer in ein schönes, todtbleiches Gesicht blickten, sank zurück und war todt. Alfred lehnte sich, bis in's Innerste durchbebt, an seinen Nachbar, „Luigia!“ stöhnte er leise und tiefe Ohnmacht schwindelte um seine Sinne. Man mußte ihn hinwegtragen, er ward krank, krank bis zum Sterben, aber selbst im Ausbruche der bittersten Leibesschmerzen blieb er ruhig, wahnsinnig-sanft und weinte nur um den Tod der schönen, jugendlichen Tänzerin die wie Luigia ausgesehen habe. Vielleicht war diese Aehnlichkeit nur flüchtig gewesen, denn Alfred's kranke, und stets mit dem Gedanken an Luigia beschäftigte Phantasie war leicht irre zu führen. Die schöne, junge Tänzerin

war wirklich todt, ein Blutschlag — die Folge der gewaltsamen Anstrengung — hatte sie auf der Stelle getödtet, und auch ihr Bräutigam, derselbe, welcher in jenem Ballet den Arlequin vorgestellt hatte, lag durch diesen ungeheuern Schreck schwer danieder, und die Aerzte zweifelten an seinem Wiederaufkommen. —

„Wunderbar aber zogen sich in Alfred's Seele die Erscheinungen Luigia's und der ihr ähnlichen fremden Tänzerin allmälig in Eine zusammen; obschon die Todesweise der Ersteren ihm seitdem ebenfalls bekannt geworden war, hielt er sie gleichwohl Beide für eine einzige, holde und früh der Erde entflohene Gestalt. Und immer mehr verstummend gegen die Außenwelt, beschäftigte er sich in seiner trübsinnigen Einsamkeit nur noch damit, die Stellungen der schönen Tänzerin, welche er sich selbst nicht anders als mit dem Namen Luigia zu bezeichnen pflegte, insgeheim nachzuahmen, was ihm, da er früher ein sehr fertiger Tänzer genannt werden konnte, nicht schwer ward. Diese wundersame Neigung nahm endlich so an ihm überhand, daß er zuletzt jedes seiner Gefühle nur noch durch Stellungen und Tänzergeberden auszudrücken pflegte, bis er, von seiner mehr und mehr zunehmenden Geisteszerrüttung getrieben, mit einem Male seine Heimath unbemerkt verließ und seitdem gänzlich spurlos verschwunden blieb, so daß man nicht ohne Grund auf die Vermuthung kommen mußte, er habe, bei einem verstärkten Anfalle seines Wahnsinns, seinem Daseyn ein gewaltsames Ende bereitet.“ —

Da regten sich in mir halbleise Ahnungen, und, wie man sich zuweilen mühsam eines Traumes der letztverwichenen Nacht zu entsinnen strebt und trotz der Nähe der Erscheinung, diese Erinnerung doch nur allmählig, ich möchte sagen stückweise, wieder zusammenfindet, so regte sich auch vor meiner Seele ein Bild, welches aus unklaren, verschwimmenden Umrissen, heller und heller vor mich hintrat und endlich sicher und überraschend vor meinem Geiste stand. Dies Bild aber war kein Anderes, als das des schönen weiblichen Wesens, welches ich, einen Tag vor meiner Abreise, auf den beiden Gemälden des kleinen wahnwitzigen Tanzmeisters erblickt hatte. Deutlich konnte ich mich jetzt mit einem Male der Züge jenes Frauenzimmers entsinnen, und die vollkommene Aehnlichkeit desselben mit Louison ließ mich keinen Augenblick zweifeln, daß es das Bild der unglücklichen Luigia darstellte, und daß der kleine, seinen Schmerz und seine Freude nicht durch Worte, sondern durch Tänzerattitüden bezeichnende Tanzmeister Niemand anders, als der schon halbgestorbene Alfred war. Er und kein Anderer konnte es seyn, der Luigia's Portrait so seelenvoll auf die Leinwand hingezaubert, der — in seiner Phantasie die Erscheinung der Geliebten und der gestorbenen Tänzerin mit einander verschmelzend — Letztere mit den Zügen Luigia's, im Tanze mit dem verlarvten Tode abgebildet hatte — — der ganze Zusammenhang der vielverworrenen Schicksalsbegebenheit war mir mit einem Male klar geworden. Aber ich glaubte schweigen zu müssen, um so mehr, da mir einfiel, daß der

Tanzmeister mir in seiner dunklen Weise zu verstehn gegeben hatte, daß er mir nach Wien nachkommen werde. Tieferschüttert von dem ungeheuern Verhängnisse, welches so vieles Schöne und Große verderblich mit einander verstrickt hatte, blieb ich eine Weile schweigend in mich gekehrt sitzen. Auch der Franzose schwieg und auch Louison. Letztere hörte ich deutlich seufzen und dieser leise Schmerzenston ermannte mich mehr, als der Donner des Geschützes den schlummernden Krieger zu erwecken vermag. Ich riß mich auf vom Sopha und reichte dem nachsinnenden Franzosengreise die Hand zum Abschiede. „Morgen sehen wir wir uns wieder!" sagte ich zu ihm, und er wiederholte gedankenlos: „morgen," auch Louison seufzte: „morgen!" In meiner Seele aber war von keinem „Morgen" die Rede, in ihr war es Abend, Nacht, Mitternacht, wo der Tag gespenstisch endet. —

Zwanzigstes Kapitel.

Phantasieen bei'm Oesterreicher Weine. — Die Wahlverwandtschaft der Blumen.

Man hat schon oft die Behauptung gewagt, der Geschmack und Geist des Landesweins sey immer dem Charakter der Bewohner entsprechend, und es mag allerdings etwas Wahres dran seyn. So ist z. B. der Franzose leicht, flüchtig, feuervoll und schnell verrauchend, mehr duftend, als geistend, kurz Wein und Mensch sind in Frankreich sichtbar aus einer Schule, muthmaßlich aus der Schule der großen allmächtigen Freiheit, die den Wein auf den Bergen vor dem Strahle ihrer goldenen Sonne Freudenthränen vergießen läßt und die zugleich wunderbare Ideen von Geistergröße und Menschenwerth, auch wohl von Fürstenunwerth im Busen aufkeimen läßt. Der Sachse ist, nach Maßgabe seines Weines, sauer und gutchristlich, denn nirgend wird der Wein mehr getauft, als bei uns, und einem Pastor in der Gegend von Meißen, der auf seinem Grundstücke viel Sauerkraut und viel Wein

erzeugt, denke ich es öffentlich zu beweisen, daß er, streng genommen, sogar zu den Wiedertäufern zu rechnen ist.

Auch der österreichische Wein harmonirt mit dem Charakter seiner Landesleute. Er ist kräftig, gemüthlich, bringt schneller das Blut, als den Geist in Gährung, schmeckt stark und doch lieblich. Er berauscht, trotz seiner Stärke, nur langsam, und der Rausch ist mehr erwärmend, als übersprudelnd. Zur Begeisterung bringt er selten, wohl aber zum herzinnigsten Wohlbehagen; man sieht, selbst die Sonne Oesterreichs richtet sich nach den Landesgesetzen und stellt, im Einverständnisse mit dem fetten Boden, selbst den Geist des Weines unter eine zweckdienliche Censur. Wenn der Franzosenwein uns unwillkührlich zu wilden Freiheitsideen, zu begeistertem Menschenbewußtseyn in jugendlichen Volksgefühlen aufregt, in seiner innern Natur also unverkennbar revolutionair erscheint, so beseelt uns dagegen der Oesterreicher Wein zu froherer Betrachtung der verbesserten Schafzucht, des trefflichen Fabrikzustandes; man freut sich über sein gutes Aussehen, kurz man freut sich, daß man froh ist, und daß Alles so dasteht, wie man es hingesetzt hat. Der Franzosenwein sprüht ewigen Umsturz, ewige Neuerungen; der Oesterreicher Wein schmeckt nach anmuthiger Stabilität. Und selbst das ist den bescheidenen Leuten noch zu viel; die ungeschwächte Wirkung ihres Weines fürchtend, mischen sie, gleich unsern Dorfpredigern, viel Wasser unter Gottes Gabe, und sie erstaunten nicht wenig, als ich, ein geborener Sachse — die wir doch in der Regel für

nüchternen Leuten gelten, — ihren Wein ungewässert, wie das Evangelium, verlangte. Sie betrachten das Trinken als eine ernste, heilige Handlung, und alles Heilige hat in seinem Beginn viel mit dem Wasser zu thun; aber in uns Norddeutschen schwimmt das Fett immer oben auf, und wir können demzufolge erstaunlich viel Wein vertragen, ohne daß wir Etwas von dem Geiste zu befürchten hätten. Ich sprach über diesen Gegenstand einst ein Langes und Breites mit einem Leipziger Gastwirthe, von welchem ich die beste Auskunft erwartete, da er sonst immer den Leuten reinen Wein einzuschenken pflegte. Er war in diesem letztern Puncte sehr gewissenhaft, und wenn er nur den geringsten Schmutz — wohin die Aristokraten und die Weinhändler auch den Geist der Völker und des Weines rechnen — im Fasse bemerkte, so wusch und schlemmte er das Getränk so lange mit gutem Brunnenwasser, bis er den Wein vollkommen rein achten durfte, daß selbst die österreichische Censur keinen Spiritus mehr darin vorgefunden haben würde.

In der Mariahilf gab es einen schönen Garten, leider nur schon zu herbstlich; Blumen, Nachtigallen und Dichterseelen haben einen frühen Herbst! Der ganze Garten war schon blumenlos und doch noch völlig grün, er glich auf ein Haar meinem Herzen; nur einige buntgekleidete Astern waren mir zu Gefallen noch stehen geblieben und coquettirten mit ihren vielfarbigen Blumenaugen wundersam nach mir hin, wenn ich in der Geisblattlaube einsam und nachlässig-träumerisch hingestreckt

saß und in langsam-tiefen Zügen meinen Oesterreicher Wein schlürfte. Aber ich bin kein Freund von diesen Blumen. Manche unter ihnen sahen mich fast süß-gespenstisch mit bekannten Blicken einer gestorbenen Liebe an und brachten mich beinahe zum Weinen. In der Ecke des Beetes stand eine schöne späte, grellrothe Tulpe, ich weiß nicht, weshalb ich sie in Gedanken Auguste nannte; ihr Stengel war vom Sturme zerknickt und in den farbenglühenden Lineamenten des schönen Blumenhauptes zitterte es angstvoll und schwer ersterbend. Nicht weit von ihr schaute eine bleiche Herbstrose mit wandellosen Zügen mich recht klagend und lebensmüde an, sie sah einer Marie, die ich auch einmal im Leben kannte, bis zum Staunen ähnlich, und mochte wissen, daß sie in dieser rauhen Jahreszeit nicht lange werde blühen können, denn sterbende Blumen tragen immer etwas Ahnungsvolles in sich. Dies konnte ich besonders an einer einsam stehenden weißen Aster wahrnehmen, die schon zu welken anfing und mich mit süßem, versöhnungreichem Todeslächeln anblickte. Ich glaube noch bis auf den heutigen Tag, daß dies die schöne todte Emilie war, die irgend Jemand sterben gesehen hatte, wie sie sich noch einmal aufrichtete und ——

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Historie von der schönen, todten Emilie.

— — „Und sie richtete sich auf und sank zurück und war todt!“ — so hatte mir damals die häßliche schwarze Frau gesagt. Die schwarze Frau war eine Wehmutter, zwar nicht so eine eigentliche, wie wir insgemein darunter verstehen; aber sie hatte doch schon manches bleiche Kind, welches das Leben in schmerzhaften Wehen von sich zu stoßen strebte, glücklich dem beengenden Mutterschooße der Welt entbunden und es in ein große schwarze Blumenwiege tief hineingelegt, wo Cypressen und Trauerweiden ihre Wiegenlieder wisperten. Man nennt eine solche Wehmutter sonst wohl auch Leichenwäscherin, doch spricht sich das schwerer aus. — — — —

„Und sank zurück und war todt“ — so wollte man nämlich von einem jungen bleichen Weibe vorfabeln, weil sie das schöne, himmlisch-milde Auge fest, ach fest wie ein

Grab zugeschlossen hatte. Aber es war erlogen; die Augen sind zuweilen müde vom langen Wachen oder vom langen Weinen, und da ist es gut, wenn man sie auf kurze Zeit schließt, sey es auch nicht länger, als für eine Ewigkeit.

Ich nahm ihre marmorbleiche Hand in die meinige, und als ich fühlte, daß sie kalt und nebelfeucht war, preßte ich sie zermalmend, und mein Herz preßte noch gewaltsamer, denn ich erschrak darüber, daß ihre Hand nicht wiederpreßte. Aber es war besser so, daß ich sie nicht erweckte. Man sagt, daß sie noch immer schlummere und daß weiße Todtenblümlein rings um sie her schlafen — ach! ihr freundliches beseligendes Daseyn war ja selbst nur ein kurzer, duftiger Blumentraum! — und sie sey todt. Aber es ist Lüge. Zwar zeigte man mir ein bleiches, zusammengeschwundenes Bild, das man in die Erde senkte und für Emiliens Leiche ausgab; aber es mochte das ein lustiger, recht toller Irrthum seyn, oder der Tod hatte die süßen Züge furchtbar entstellt und mit Tiegerspotte das jugendliche Gebild nicht nur zertrümmert, sondern auch ausgewechselt und mir ein fratziges Zerrbild der Vernichtung dafür hingeworfen. Solch' ein Irrthum ist verzweifelt spaßhaft, und das Lachen darüber klingt wie ein lustiges Sterberöcheln. Schade, daß ich den ganzen Spaß immer nicht klar auszudenken vermag; es vergehen Einem darüber Sinne und Gedanken, es umschwirrt das Hirn leise, aber betäubend wie Cypressengesäusel, und im Herzen wird es dumpf, finster und kalt, wie Leichen-

geruch und Grab und Wahnsinn. Der kalte Händedruck aber zuckt in meinen Fingern nach, und ein leiser Schauer donnert einen wüsten, irrwitzigen Gedanken durch meine Seele, als müsse ich mit jenem Blick und mit jenem Händedruck eine lange, eine undenkbar lange Ewigkeit ausdauern! —

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die Drehorgeln und der lahme Leiermann.

Ich sollte im Grunde gar keinen Wein mehr trinken, denn er macht mich nur schwermüthig. Ich sollte im Grunde auch nie wieder lieben, denn die Liebe macht mich traurig. Im Weine wie in der Liebe ruht viel schmerzliche Seligkeit. Beide müssen hinweg aus dem Bereiche der Sonne und des Lebens, wenn sie gedeihen sollen, sie träumen und gähren in finsterer Abgeschiedenheit, jener im Fasse, diese im Menschenherzen, und schlummern gleich den eingepuppten Schmetterlinge, einem neuen Daseyn entgegen. Nur wenn draußen auf den Bergen der Wein wieder blüht, erwacht auch der Schlummernde im Fasse aus seinem träumerischen Dumpfsinne, und möchte hinaus, seine junge Nachwelt blühen zu sehen, oder selbst wieder mit zu blühen. Und wenn eine neue Liebe zu dem eingepuppten Herzen treten will, da regt sich auch die längst gestorbene Liebe wieder gespenstisch auf und möchte gern ihr vergessenes Daseyn geltend machen.

Der alte lahme Leiermann, den ich alle Morgen an der Barriere fand, wenn ich von der Wieden oder vom Burgthore aus nach der Mariahilf zurückkam, mochte mir mein Leid wohl anmerken. Denn wenn ich, von den kindisch wimmernden Tönen seiner Drehorgel festgehalten, unwillkührlich einige Minuten gedankenvoll vor ihm stehen blieb, sah er mich mit seinen verwässerten Augen, die wunderbar trübselig aus dem [illegible] Gesichte herausirrten, immer so bedeutungsvoll an, und mit seinen verbrauchten Liedern wußte er jederzeit seltsam die rechte Melodie meines Herzens zu accompagniren, auch hielt er stets, sobald er meiner ansichtig ward, ein besseres Tempo, als dies gewöhnlich bei ihm der Fall war, und deutlich wiederholte sich mir die Bemerkung, daß er das blanke Fünfkreuzerstück, welches ich ihm jedesmal beim Gehen hinreichte, einmal wie das andere in eine besondere Tasche steckte. Kurz der Leiermann und ich hatten uns verstanden, ohne uns zu sprechen, denn wir trugen vielleicht Beide ein altes Leid im Herzen, und solche Gemüther erkennen sich leicht. — —

Es liegt übrigens in dem Tone der Drehorgeln ein ganz besonderer Zauber, und wenn ich im Innern aufgeregt war, mußte ich gewöhnlich diesem Instrumente aus dem Wege gehen, denn es packte mich sodann aus diesen lang aushaltenden melancholischen Klängen — welche qualvoll und langsam dahinzusterben scheinen — ein solch ungestümer, angstvoller Schmerz, eine so wilde Sehnsucht, daß ich umzukommen vermeinte und wie gehetzt den Tönen

entflieh. Desto wohlthuender aber ist diese Musik für ein sanft erregtes Gemüth, sie legt sich sodann wie Kinderschmeichelworte bezaubernd an unser Herz. Dies ist mit allen solchen Instrumenten der Fall, welche sich selbst spielen und daher unabhängig von den Launen und Künsteleien ihres Meisters sind. Sie klingen einfach, so lieblich eintönig an unser Herz, wie eine wahre Volkspoesie, die Jeder verstehen und wiederdichten kann, und die dessenungeachtet hoch über dem Gewöhnlichen steht. — —

Als ich den alten Leiermann zum letzten Male sah, war er sehr krank. Dessenungeachtet leierte er lebhafter, da er mich gewahrte, und als ich ihm diesmal einen Guldenschein zusteckte, lächelte er weinerlich-seltsam und wankte nach Hause. Gedankenlos drehte seine Hand zuweilen an der Orgel, so daß halbe und zerfleischte Accorde, wie unvollständige Anklänge eines zerrissenen Herzens, aus dem Instrumente heraufschlugen, die wunderlich schmeichelhaft den Sinn erregten.

Am andern Morgen leierte der Mann nicht mehr. Der alte Leiermann war in der Nacht gestorben, wie ein kleiner Knabe mit verwachsener Jacke und verweinten Augen, den ich statt Jenes auf dem Platze fand, mir berichtete. Seine Lebensmelodie hatte sich zögernd und eintönig abgeleiert, aber sie hatte wenigstens mit keinem Mißtone geendigt, und das ist ja das Einzige und Beste, was ein Mensch von seinem übermüthigen Schicksale fordern mag. —

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Die Ludlamshöhle.

In dem heitern Wien vermißt man gleichwohl einen heimlichern, selbstständigen Kreis der engern Geselligkeit, und dieser Mangel mag wohl seinen Hauptgrund in der ängstlichen, widerstrebenden Vorsicht der Behörden haben, welche in jeder geschlossenen Gesellschaft irgend eine verdächtige, staatsgefährliche Tendenz suchen und daher der Gründung solcher Vereine mancherlei Schwierigkeiten entgegensetzen. Ein ewigdenkwürdiges Beispiel in dieser Art bleibt die bekannte „Ludlamshöhle," welche durch ihre jocose Einrichtung und ihr, damit in so entschiedenem Widerspruche stehendes tragisches Ende das Interesse von ganz Deutschland auf sich gelenkt hat. — Wie viele Mühe ich mir auch gab, um über die Geschichte dieses Vereines vollständigere Nachrichten einzuziehen, so war mir dies doch nur mit starker Einschränkung möglich, denn die Wiener pflegen über diesen Gegenstand nicht gern viel zu sprechen, weniger aus Besorgniß, als aus Unmuth, oder wohl gar aus einer gewissen Schaam über die kindische

Aengstlichkeit einer ihrer Behörden. Ich kann daher nichts Besseres thun, als die freilich kurze, kaum ausreichende Mittheilung, welche ein geistreicher, der Lesewelt in vielfacher Hinsicht werth gewordener Freund mir machte, hier wörtlich wiederzugeben.

Einige lustige Brüder kehren im November 1812 nach der ersten Vorstellung der „Ludlamshöhle" heim, treten lustig in ein Bierhaus ein, treiben Jocosa und bleiben bis gegen zwei Uhr des Morgens beisammen. Sie verabreden eine zweite, eine dritte Zusammenkunft und beschließen endlich die Errichtung eines Vereins, zu welchem die „Ludlamshöhle" den Namen leiht. Der Verein entwirft einige Statuten, von denen das erste und denkwürdigste also lautet:

„In unserem Vereine darf kein geschäftliches, kein politisches Wort gesprochen werden." Die Ludlamshöhle hielt sich also wirklich frei von Allem, was nur entfernt an Politik angrenzte, sie wählte den Dümmsten aus der Gesellschaft zu ihrem Vorstande und ließ die Laune walten. Jeder wandernde lustige Gesell war ihr willkommen. Sie taufte zuweilen ihre Mitglieder um, doch war dies nicht Regel, ließ Vorlesungen halten, die aber alle den Stempel der Narrheit tragen mußten.

Die Policei fing an die Ludlamshöhle zu verdächtigen; bei nächtlicher Weile drang man in das ihr gehörige Local ein, nahm die tollfrohen Satzungen weg und ordnete eine Untersuchung an, die natürlich kein Resultat gab. Dies geschah im Jahre 1816.

Alle frühern Mitglieder dieser Gesellschaft können mir nicht genug den überheitern und vergnüglichen Ton schildern, welcher diesen Verein belebte, und desto mehr muß man die eben so lächerliche als übereilte Behördenangst bemitleiden, welche diesem harmlosen Kreise einen so gewaltsamen Untergang bereitete. —

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Fratschlerinnen.

Die Wiener Fratschelweiber oder Fratschlerinnen haben einen nicht nur deutschen, sonder wahrhaft europäischen Ruf erlangt, und jedenfalls stehen ihnen die gerechtesten Ansprüche auf ein besonderes Kapitel zu. Ueber den Ursprung ihres Namens scheinen die Gelehrten noch nicht recht unter sich einig, denn der Begriff: plaudern, schwatzen, welchen man dem Worte „fratscheln" unterlegt, ist wahrscheinlich ein nur anwendungsweise entstandener, und eher glaube ich, daß fratscheln so viel sagen will, wie verkaufen, feil bieten, und ich halte es in dieser Beziehung für einen Verwandtschaftsbegriff von „tandeln," von welchem Worte sich dann wieder die „Tandlerinnen" (so viel als Tröblerinnen), der „Tandelmarkt" ꝛc. herleitet. Auf den ehrenvollen Namen: „Fratschlerin," haben übrigens verschiedene Handelszweige Anspruch zu machen, und man sieht, daß in Wien die Glückseligkeit einer solchen Benennung möglichst vielen Personen gegönnt wird. Es sind vorzugsweise folgende Damen, welche sich mit dem Schwei-

chelhaften Prädicat der „Fratschlerinnen" belegen lassen: „Oebstlerinnen," „Miliweiber" (Milchweiber), „Fischweiber," „Handlweiber" (Hühnerweiber), „Brotsitzerinnen" (Weiber, welche auf offenem Markte Brot feil bieten), „Kästenbraterinnen" (Weiber, welche gebratene Kastanien verkaufen), „Haderlumpweiber" (denen das Einsammeln der Lumpen, welches bei uns arme Männer und Leipziger Journal-Redactoren zu übernehmen pflegen, bleibt in Wien den Frauen überlassen) rc. Ohnmöglich würde ich alle diese Namen in so guter Ordnung im Kopfe zu behalten vermocht haben, und ich will daher freimüthig bekennen, daß ich zu Aufführung dieser vielfachen, verehrlichen Bewohnerinnen, einen neuerlich in einem Berliner Blatte enthaltenen Bericht aus Wien zu Rathe ziehen mußte. Der Herr Redacteur und die Fratschlerinnen, welche letzteren ich — in Rücksicht auf meinen Rücken — hiermit meiner Werthschätzung zu versichern Gelegenheit nehme, mögen mir dieses Bekenntniß freundlichst verzeihen.

Leider ward mir nicht Gelegenheit, diese Fratschlerinnen in ihrer vollen Glorie kennen zu lernen, da man eine eigentliche, charakteristische Bekanntschaft derselben nur im Felde der Polemik macht, eine Branche, in welcher ihr Talent unbestreitbar das überwiegende seyn dürfte. Es ist Jammerschade, daß es noch keiner Wiener Fratschlerin eingefallen ist, in Norddeutschland ein Journal zu begründen; bei dem dermaligen kritischen Tone unserer Blätter und dem Geschmacke des größern Publikums müßte eine solche Redaction binnen kurzer Zeit Zeichen und Wunder

hervorbringen. Sollte A. W. von Schlegel über kurz oder lang mit Tode abgehen, so wäre eine solche Fratschlerin zugleich auch eine treffliche Acquisition für den „deutschen Musenalmanach," den ich aus freundlicher Theilnahme im voraus darauf Rücksicht zu nehmen bitte. —

Diese Fratschlerinnen können übrigens — ein Talent, welches unsern besten Polemikern meist gänzlich abgeht — auch höflich seyn, ein glänzender Beweis für die Vielseitigkeit ihrer Geistesanlagen. Ich habe, wenn ich, von bloßer Lernbegierde dazu angetrieben, Aepfel bei ihnen kaufte, mich wiederholt von ihrer Politesse überzeugt. Ihre scharf markirten Gesichter verziehen sich dann zu einem Lächeln, aus welchem man grobe Höflichkeit herausliest, und ihre Redensarten — die freilich, wie die deutsche Conversation im Allgemeinen, etwas von stereotypen Formenwesen errathen lassen — sind nicht ohne Blume und Schmelz. Besonders pflegen sie junge, artig gekleidete Herren mit einer gewissen wüsten Coquetterie zu bedienen. Doch kann man den ersten günstigen Eindruck stracks bei ihnen wieder verderben, wenn man sich Zweifel über die Güte des Obstes erlauben oder zufällig einen Ausdruck wählen sollte, welcher das mehr eigenthümliche und eigensinnige, als sittliche Zartgefühl dieser Damen zu verletzen geeignet ist. Der Käufer, welcher einen Augenblick vorher vor ihnen noch zu Ihr Gnoaden gestempelt wurde, verwandelt sich dann in ihrem Munde mit einem Male zu einem Lausbub, einem Holunk, einem Schlankl u. s. w. Ganz besonders vermag man den Grimm dieser Eumeniden rege

zu machen, wenn man, scheinbar ohne Absicht, einen ihrer Obstkörbe umstößt. Die Beleidigte schlägt mit ihrer Zunge so furchtbaren Allarm, daß alle Nachbarinnen sofort von gleicher Begierde, sich auszusprechen, ergriffen werden, und der Gegenstand ihres Aergers dadurch in ein förmliches Kreuzfeuer von verbindlichen Redensarten der mannigfachsten Auswahl hineingeräth. Gegen wen, verschuldet oder unverschuldet, ein solcher allgemeiner Völkerkrieg, oder besser Weiberlandsturm losbricht, dem bleibt gar nicht die Zeit zum Spaßen, und er hat, sobald die Sache wirklich schlimm geworden ist, noch von Glück zu sagen, wenn er ohne fühlbare Argumenta ad hominem davonkommt. Leicht setzt es von irgend einer der flinken Hände einige „Watschen" — norddeutsch: Ohrfeigen — für ihn ab, die, wenn er Schauspieler ist, ihn auf einige Wochen jede andere Schminke unnöthig machen. Kommt es aber nicht zu einem solchen Aeußersten, und läßt der Geschimpfte in stoischer Ruhe die tosende Flut der Weiberzungen an sich, wie an einem Felsen, endlich ermüden, so steht es zuletzt in seiner Macht, die feindliche Macht schnell zu einem Uebergange und zur Bundesgenossenschaft zu bewegen. Er braucht sich der Gekränkten nur auf artige Weise zu nähern, sie versichern, daß er ohne seine Absicht den schwergerügten Anstoß gegeben habe, und durch einige Kreuzer seinem Friedensgebote einen erhöhten Nachdruck geben. Die grimmige Amazone verzieht dann das wutherhitzte Gesicht allsogleich zu einer coquettirten Weinerlichkeit, sie beklagt es gerührt, dem Manne so Unrecht gethan

zu haben: O schaud's den liab'n Hear'n, i möcht schon woanen;" so ohngefähr lispelt die Versöhnte mit einem schmerzreich-seelenvollen Knuchzen; und wem bei ergreifenden Anklängen einer schönen Weiblichkeit nicht unwillkürlich das Herz aufgeht, der muß ein Esel oder ein Russe seyn. —

Von doppeltem Interesse aber dürfte es seyn, wenn es Jemandem gelingt, das wortgepanzerte Heer dieser Damen unter sich selbst uneins zu machen; der polemische Witz, der ihnen in hohem Grade eigen, findet dann nach allen Seiten hin ein verhundertfachtes Echo, man überbietet sich an schlagenden Sarkasmen, in denen man allerdings den Muth dieser deutschen Frauen mehr bestaunen muß, als deren Schaam. Nicht selten gefällt es ihnen, zu ihren verblümten Herzensergießungen im Schlachteneifer mimisch-plastische Commentare zu geben, zu denen oft die heimlichsten Theile ihrer Schönheit als sichtliche Belege herhalten müssen, und ich selbst habe, als der Zufall mich einst in das Kampfgedränge dieser Fratschlerinnen mitten hineinführte, im Vorübergehen Dinge und Mysterien gesehen, „von denen unsere Philosophie sich nichts träumen läßt." Man kann hier Vorstudien zur Menschenlehre eröffnen, und wäre Schiller's Jüngling statt nach Paris nach Wien gereis't, er hätte hier manches verschleierte Bild enthüllt gesehen und bei weitem weniger dabei riskirt. Wozu kann auch allzuspröde Kargheit führen!

Und somit nehme ich mit Ehrerbietung Abschied von Euch Ihr Miliweiber, Oebstlerinnen, Kästenbraterinnen

und wie Ihr edlen Fratschlerinnen sonst heißen möget. Ich habe Euch gesehen in Eurer Milde und schalkhaften Freundlichkeit, wie in Eurem göttlichen Zorne, der vor sterblichen Augen sein Allerheiligstes kaltblütig opfert. Nächst den Hamburger Fischweibern, wüßte ich, der die Höhen und Tiefen des Lebens beschifft, Euch nichts Großartiges an die Seite zu setzen, das sich mit Euch messen dürfte. Grüßt Eure Gevatterinnen, die minder heroischen, aber an schöner Weiblichkeit Euch nicht nachstehenden Tandlerinnen, und seyd versichert, daß, so lange ich athme, ich so gerührt als dankbar des Schauspiels mit aufgehobenem Abonnement gedenken werde, welches mir bereitet worden ist von den Fratschlerinnen an der Wieden zu Wien! —

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Fiaker.

Man hat mir immer viel vorgesprochen von dem Witze der Fiaker zu Wien; ich wüßte diesem Gerüchte nicht beizustimmen, und glaube weit mehr Proben ihrer Spitzbüberei, als ihres Witzes auffinden zu können. Doch verdienen sie insofern einer besondern Erwähnung, als sie die einzige Classe bilden, welche in ihrem Thun und Handeln den Charakter Wiens beinahe ganz verläugnet. In ihnen ist fast durchgängig nicht eine Spur von der Gutmüthigkeit, der Biederkeit der Wiener zu finden. Sie erscheinen uns immer nur als routinirte Gaudiebe und Beutelschneider, von deren betrügerischer Unverschämtheit namentlich der Fremde, rücksichtlich seines Beutels, schmerzliche Beweise erhält. Wehe einem Jeden, der sich, ohne noch vor dem Einsteigen auf das Bestimmteste über den Preis zu unterhandeln, von ihnen fahren läßt. Sie fordern ihm dann beim Aussteigen ein Geld ab, das dem Passagier fabelhaft klingt, und, da polizeiwegen ihre gesetzliche Taxe etwas schwankend gestellt zu seyn scheint, oder wenigstens,

im Weigerungsfalle, der Weitläufigkeiten kein Ende werden würde, so ist für den Geprellten gewöhnlich keine Gnade im Himmel und auf Erden, sondern er muß die unerhörte Forderung befriedigen.

In der Stadt, wie in den Vorstädten besetzen diese Fiaker, gleich Wegelagerern, in langen Colonnen neben einander die beiden Seiten aller Hauptstraßen, und obschon unter ihnen übrigens eine ziemlich gute Brüderschaft besteht, so sind sie gleichwohl emsig bemüht, Jeder dem Andern die Passagiere vor der Nase weg zu fischen und durch gegenseitig überschreiendes Anpreisen ihrer Fuhrwerke jeden Fremden auf ihre Seite zu ziehen. In der allgemeinen moralischen Einkunft zu solchen Spitzbübereien, nehmen sie es auch einander nicht weiter übel, wenn es dem Einen ihrer Kameraden gelang, seine Mitbrüder um einige Passagiere zu prellen, höchstens dient eine solche Erfahrung das industrieuse Bestreben des Geprellten noch mehr anzuspornen. Wenn man an ihnen vorübergeht, so rufen sie Einen der Reihe nach an: „fahr'n mer Se, fahr'n mer?" Und obschon man es alle den schreienden Kerlen auf das Bestimmteste abgeschlagen hat, so lassen sich die Weiterhinstehenden dadurch gleichwohl nicht im Geringsten abschrecken und man muß, zu seinem Jammer, von dem Ersten bis zu dem Letzten das unselige: „fahr'n mer Se, fahr'n mer?" bestehen, —

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Catharinen-Redoute. Louison. Die wahnsinnigen Zwillingsbrüder. Brauttanz.

Die Catharinen-Redoute begann. Der herrliche, große Saal mit seinen hohen Gallerien und Spiegelwänden war festlich erleuchtet, und gewährte einen imposanten Anblick, denn auch die Freude geht gern im stolzen Gewande einher. Wundern mußte ich mich, daß weder die Art und Weise der Mehrzahl der Masken, noch die Geselligkeit dem Glanze des Saales entsprach. Zum ersten Male begegnete mir in Wien eine gewisse Zurückhaltung der geselligen Lust, eine Beklommenheit und Gezwängtheit des Anstands. Wenn der steife, ausgerechnete und abgemessene Nordländer sich just unter der Maske freier fühlt und, gleich Mercutio, dies zweite Gesicht für sich roth werden läßt, wird dem seelenfreien Wiener, der sich lieber direct in die Augen geblickt wissen will, jenes „Futteral" weit eher zur Last, und statt sie zu fördern, hemmt es vielmehr seine Lustigkeit. Eine Erscheinung, deren Ursachen einmal tiefer nachzuspüren der Mühe verlohnte.

Auch die Masken selbst boten keine besondere Abwechselung; wenigstens war von Charaktermasken, die doch immer am meisten den Geist einer Mummerei ausmachen, beinahe gar nichts zu sehen. Einige Domino's, Fledermäuse und ähnliche stehende Masken waren das Einzige, was sich dort auffinden ließ, und auch diese dienten beinahe ausschließlich den Damen, denn bei weitem die Mehrzahl der männlichen Welt wandelte in bürgerlicher Kleidung maskenlos einher.

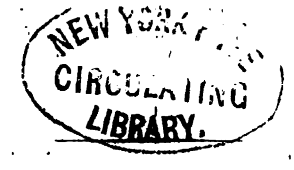
Mir zur Seite ging der dürre Franzose, an meinem Arme hing Louison; wir befanden uns sämmtlich ohne Gesichtsmaske. Der bunte Farbenwirbel, welcher unablässig den Saal durchflutete, war uns bald zuwider, und, um dem fortwährenden Gedränge und Hemmen auszuweichen, bestiegen wir die auf hohen Säulen ruhende Gallerie, in deren Spiegelwänden der Schimmer der bunten Erscheinungen sich zu unsichern, vielgebrochenen Gestalten vervielfältigte.

Ich war ernst gestimmt, denn ich hatte im Gedränge ein Gesicht bemerkt, welches mich lebhaft an das des kleinen Tanzmeisters von Dresden erinnerte, der mir nach Wien hatte nachfolgen wollen und über dessen wahren Stand und Namen ich, seit der Erzählung des Franzosen, auch nicht im geringsten Irrthum mehr seyn konnte. Doch der Schwindel der Gestalten- und Farbenfülle konnte mein Auge getäuscht und mir in der flüchtigen, schnell mit andern Gegenständen verschwimmenden Erscheinung eine Aehnlichkeit gelogen habe, die vielleicht nur entfernt war.

Louison's Sternenauge lächelte schnell genug diesen nächtlichen Zweifel aus meiner Seele hinweg. Der Franzose trat in ein entferntes Zimmer und ließ uns für einige Minuten allein. Wir waren unbelauscht, Stirn gegen Stirn geneigt, den Blick gegenseitig bis auf den Grund unserer Augen tauchend, suchten unsere Lippen eine Wollust darin, sich die süße Begegnung zu erschweren und sich doch zu finden. Da mit einem Male beugte sich ein fremdes bleich-gelbes Gesicht mit gespenstisch glotzenden Augen über uns. „Der Kopfabschneider!“ und „Arthur!“ bebte zugleich von meinen und Louison's Lippen. Der aber brüllte, wie mit übermenschlicher, wahnsinns-wilder Stimme: „Luigi!“ und „Kopfweg!“ und ehe ich eine Bewegung unternehmen konnte, stieß er ein Messer nach Louison's Nacken, daß sie mit einem Schrei bewußtlos in meine Arme sank und mich mit Blut überströmte. Der irrwitzige Mörder war im Begriff, den Stoß zu wiederholen; rasend vor Schmerz und Angst ließ ich Louison los, so daß sie hinter mir in einen Stuhl sank, unterrannte den Bewaffneten, dessen mörderischen Stoße ich nur durch eine eilige Wendung entging, und riß ihn in der Kraft der Verzweiflung mit mir zu Boden. Allein seine Stärke war der meinigen überlegen; mit wahnsinnigem Hohngelächter preßte er mich unter sich, riß sich selbst in die Höhe und stürzte mit dem Messer noch einmal auf Louison los. Da stellte sich wimmernd, aber mit verzweifelter Entschlossenheit ein gebücktes Männchen zwischen ihn und das Opfer, und als der Wahnsinnige es ungestüm

hinwegreißen wollte, richtete sich die seltsame Gestalt hoch auf und schrie mit entsetzlicher Stimme: „Arthur! Laß sie mir, Louise ist mein!" Die Stimme — deutlich erkannte ich in ihr wie in der Gestalt die des kleinen Tanzmeisters — war grell genug, um selbst die Nacht des Wahnsinns zu zerreißen. Auch Arthur wich einen Augenblick scheu davor zurück. Als er aber dann noch einen Versuch machte, Louison zu ergreifen, ward auch in Alfred der nur leise schlummernde Wahnsinn wieder wach. Mit einigen tollen und übertriebenen Tänzersprüngen stürzte er sich gegen Arthur. Dieser, den selbst in dem Schwindel seiner Geisteszerrüttung eine bekannte Erinnerung zu durchzucken schien, trat ängstlich vor ihm zurück und wollte die Treppe der Gallerie hinabfliehen. Aber da stieß ihm schon ein Haufen Menschen entgegen, welche, durch das Geschrei und den Lärmen des Kampfes aufmerksam gemacht, diese Scene mit eigenen Augen sehen wollten. Arthur eilte zurück, und im Rücken von Alfred bedroht, den er heftig zu fürchten schien, sprang er wie außer sich auf die Brustwehr der Gallerie und drohte sich hinabzustürzen, wenn man ihm nahe. Aber in Alfred war der länger verhaltene Wahnsinn jetzt mit einem Male zu mächtig erwacht, als daß ihn dies hätte zurückschrecken sollen. Mit einem grotesken Entrechat schwang er sich zu dem Bruder hinan auf die Brustwehr. Arthur zitterte vor Angst, wie der Schmetterling im Webe, vor der hinzuhuschenden Riesenspinne, welcher er nicht mehr entrinnen kann. Alfred aber, auf der schmalen Kante lustig

hüpfelnd und trippelnd, „mußt den Brauttanz Louisens mit mir versuchen!" umschlang mit Wahnsinnsstärke den bebenden Arthur und stürzte sich von der hohen Gallerie mit ihm hinab in den Saal, daß Gehirn und Blut der wahnsinnigen Zwillingsbrüder die entsetzt unten zurückstiebenden Gäste besprützte. —



Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Ankunft in Teplitz. Der Schloßgarten zur Nachtzeit. Erinnerungen und Schlußreflectionen.

Es ging auf Mitternacht los; Wien lag weit hinter mir, und in dichter Finsterniß brachte mich der Wagen hinein nach Teplitz. Es war schneller Winter geworden, Winter in der Natur und in meiner Seele. Louison war todt! —

Der Schlaf wibelte mich an, wie todtmüde ich mich auch innerlich fühlte. In später Nacht lief ich nach dem Schloßgarten. Ich hatte ihn einst im Frühlinge meiner Seele, im Wonnemonde der Natur erblickt, jetzt war es Winter und Nacht. Die kahlen Bäume starrten mich mit gespenstischer Neugier an, und kreischten es mir im Windzuge entgegen, was ich vor Jahren hier geliebt und gelitten hatte. Ich fand in der Dunkelheit den versteckten Seitenweg längs dem Teiche wieder und brach mir Bahn durch das Gestrippe, während die welken Blätter unter den Tritten meiner Füße das Grablied meines Herzens nachzuächzen schienen; die Zweige der Sträucher, die ich

einst im jugendlichen Blühen gesehen und gekannt hatte, dehnten sich mir jetzt in scheußlicher Nacktheit entgegen und suchten mich zudringlich zu umfangen, gleich Liebkosungen veralteter und häßlich gewordener Buhlerinnen, die uns icht entfliehen lassen wollen.

Aber mitten unter den Leichenmalen der Natur schien mir erst Louison's Wesen klar zu werden, unter eisernen Wahrzeichen des Todes und der Vernichtung ging mir der Gedanke an eine Unsterblichkeit der Liebe auf, die mehr bedeute, als das Schicksal. Denn der Schmerz ist der riesigste Philosoph, und hat von jeher am schnellsten alle Lücken im Buche des Lebens und der Vorsehung entdeckt. Aus thränen-verbranntem Gehirne destillirt er scharfsinnig-grübelnd sein Scheidewasser, um darin die Substanzen des menschlichen Elends in ihre Urstoffe zu zersetzen, aus kummerzerfleischten Menschenherzen reicht er seine Kettenschlüsse auf eine Gerechtigkeit und ein Besserwerden, und im Modergrün geht ihm die Hoffnungsfarbe des Lebens, der Unsterblichkeit auf!! — —





